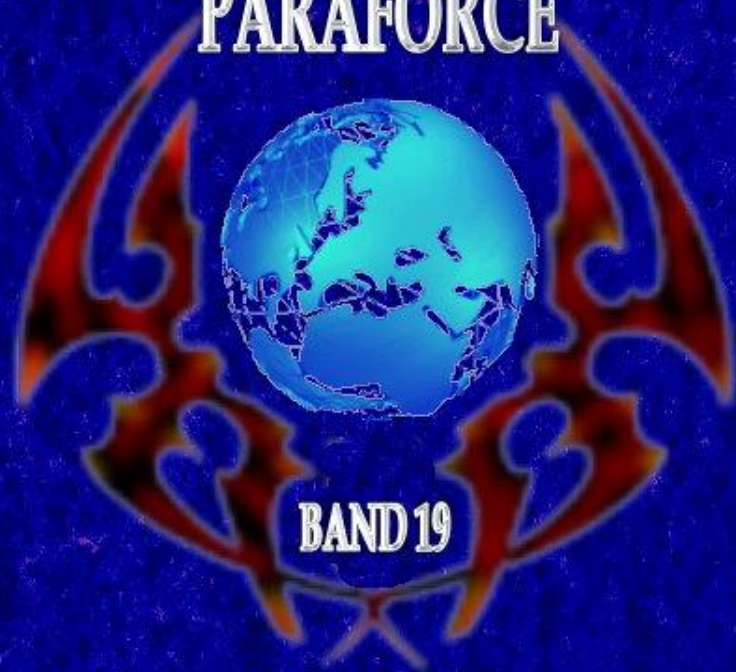


C.C. Slaterman

PARAFORCE



Der Fluch von Zugarramurdi

WWW.GEISTERSPIEGEL.DE

C.C. Slaterman

Paraforce

Band 19

Der Fluch von Zugarramurdi

www.geisterspiegel.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2015 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Der Fluch von Zugarramurdi

Dieses Mal war alles anders.

Damian Atanasio wusste es, kaum dass er das Labor betreten hatte. Sogar die Tiere schienen es zu spüren, obwohl es eigentlich unmöglich war, dass sie in ihren hermetisch abgeriegelten Glaskäfigen irgendwelche Emotionen, gleich welcher Art, empfangen konnten. Trotzdem standen die Labormäuse wie an einer Perlschnur aufgereiht hinter der Frontscheibe ihres gläsernen Gefängnisses. Aufgeregt wischten sie mit den Schwänzen über den Käfigboden, während ihre dunklen Knopfaugen jede Bewegung des Mannes verfolgten.

Eine seltsame, angespannte Atmosphäre breitete sich in dem Raum aus, die allmählich sowohl Mensch als auch Tier erfasste.

Lediglich der schwarz-weiß gefleckte Kater im Nachbarkäfig schien von all dem nichts mitzubekommen. Die Katze lag wie immer reglos auf dem Bauch, und nur das Spiel ihrer spitzen Ohren verriet, das noch Leben in dem Tier steckte.

Damian Atanasio zog die Tür hinter sich zu und drehte den Schlüssel im Schloss, bis es knirschte. Nach einem kurzen Blick auf die Käfige wandte er sich um und steuerte zielstrebig auf einen Tisch in der Mitte des Raumes zu. Das Möbelstück war derart mit Mess-, Steuer- und Regelgeräten überladen, sodass es den Anschein hatte, als ob es jeden Moment unter dem Gewicht der Apparaturen zusammenbrechen

würde.

Ein Umstand, der Damian offensichtlich nicht interessierte. Ohne eine Miene zu verziehen, trat er an den Tisch heran und aktivierte nach einer kurzen Musterung die ersten Instrumente.

Die Labormäuse reagierten sofort. Das Gebaren der Tiere wurde nervöser, je mehr er von den Apparaturen einschaltete.

Die Mäuse sprangen geradezu kopflos in ihrem Käfig umher, und selbst die Katze zeigte nun eine Reaktion. Sie legte den Kopf schief und schien nach etwas zu lauschen.

Sie wissen, was jetzt kommt, dachte Damian und lachte meckernd. Seine Finger flogen über die Tastaturen der Geräte, drückten Knöpfe, schoben Regler nach oben und legten Schalter um. *Sie wissen es ganz genau.*

Sein abgehacktes Lachen erfüllte das kleine Labor bis in den hintersten Winkel.

Inzwischen hatte sich das Innere des Mäusekäfigs in ein wahres Tollhaus verwandelt.

Die Tiere fiepten und quiekten. Einige von ihnen sprangen mit geradezu grotesk anmutenden Sätzen im Käfig umher, während andere mit den Vorderpfoten an den Scheiben klebten und ihre Zähne gegen das Glas schlugen. Urplötzlich ging eine fast greifbare Bedrohung von den kleinen Nagern aus.

Auch die Katze schien zu spüren, dass etwas in der Luft lag. Sie stand auf und begann zu knurren. Die Muskeln in ihren Hinterläufen spannten sich, während sich gleichzeitig ihre Nacken- und Schwanzhaare

sträubten.

Ihr Knurren und Fauchen wurde lauter.

Damian blickte über den Tisch hinweg zu der Katze.

»Bist du bereit?«

Die Katze versteifte sich.

Sie legte ihre Ohren straff nach hinten, entblößte die Zähne und antwortete ihm mit einem Knurren, das tief aus der Kehle kam.

Damian lachte erneut.

»Also gut, dann zeig mal, was du kannst.«

Langsam, beinahe behutsam legte sich seine Rechte um den Knauf eines Hebels, der etwas abseits von den ganzen Apparaturen neben den Tierkäfigen angebracht war.

Einen Moment lang, so schien es, hatte er Bedenken, ihn zu betätigen. Aber nur einen Moment, dann drückte er den Hebel mit aller Kraft nach vorne.

In der gleichen Sekunde raste die Scheibe, durch die beide Käfige getrennt waren, wie ein Fallbeil nach unten und verschwand in einer Fassung im Boden. Einer Flutwelle gleich ergossen sich die Nager in das Revier der Katze. Der ganze Boden war von weißhaarigen, nacktschwänzigen Leibern bedeckt. Überall war ein Fiepen und Pfeifen. Es schien, als hätten sich alle weißen Mäuse der Welt im Käfig der Katze versammelt.

Entgegen ihrer Natur gingen sie sofort zum Angriff über. Sie versuchten ihren Gegner zu überrennen und ihn durch ihre Masse zu Boden drücken.

Die Katze versuchte wiederum ihren Ansturm abzublocken. Mit ihren Krallen teilte sie furchtbare Schläge

aus.

Mäuseschädel wurden zertrümmert, Kehlen aufgeschlitzt, Leiber zerfetzt. Blut spritzte wie roter Regen durch den Käfig, klatschte gegen die Scheiben und vermischte sich mit den Eingeweiden der Nager zu einem schleimigen, rotbraunen Brei, der innerhalb von Sekunden den Boden des Käfigs überzog.

Doch die Übermacht war zu groß.

Unzählige rasiermesserscharfe Zähne bohrten sich von allen Seiten her in den Leib der Katze, zerrten, rissen und zerfleischten das Tier, dessen schrille Schreie die Scheiben des Käfigs zum Erzittern brachten.

Der Todeskampf des Katers war entsetzlich.

Trotzdem zauberte der Anblick einen Ausdruck absoluter Wunschlosigkeit auf Damians Gesicht.

Es war kurz vor Sonnenaufgang, als es sich Andrew Brown auf dem umgestürzten Stamm eines Bergahorns gemütlich machte.

Er streckte die Beine aus und zog sich seine braune Kappe aus irischem Donegal-Tweed tief in die Stirn. Dann legte er die Hände um den Knauf seines Spazierstocks, einem beeindruckenden, mit Sterlingsilber verzierten Erbstück väterlicherseits, und starrte mit dem Wissen um das Naturschauspiel, das in wenigen Minuten beginnen würde, erwartungsvoll gen Osten.

Kurze Zeit später war es soweit.

Vor ihm am Horizont zeigte sich zunächst nur ein

schmäler, hell schimmernder Streifen, der jedoch nach und nach in dunkles Purpurrot übergang und dabei immer größer wurde. Der neue Morgen erwachte und tauchte den Horizont nach einer wahren Farbenexplosion in eine Symphonie aus leuchtendem Rot und gleißendem, grellen Gelb und Weiß.

Schnell begann das erste Licht des Tages die kalte Dunkelheit zu verschlucken.

Als die Sonne zu seiner Linken über der kantabrischen Bergwelt endgültig aufgestiegen war und die Strahlen das Land mit ihrem Licht überzogen, pfiff Andrew unwillkürlich durch die Zähne. Von seinem Platz aus bot sich ihm ein atemberaubendes Bild. Ein Anblick, der ihn weit mehr für die Strapazen, die er auf sich genommen hatte, entschädigte, als er es sich hätte jemals erträumen lassen. Das Licht des neuen Tages beschien eine Landschaft, wie sie großartiger nicht sein konnte.

Deutlich waren die schroffen Berghänge im Norden zu erkennen, die fast bis zur Schneefallgrenze hinauf von immergrünem Buschwerk, Buchen und Birken durchzogen waren. Im Süden dagegen war die Hügellandschaft etwas niedriger und statt mit Bäumen mit blauen Pyrenäendisteln und stängellosem Leimkraut durchsetzt. Dazwischen gab es Wiesen, auf denen Wildblumen in mannigfaltigen Farben blühten, und reißende Bäche, die schäumend von den Bergen hinab in das Tal stürzten.

Ein Weißrückenspecht schwebte mit weit ausgebreiteten Schwingen hoch am Himmel, während ein paar

Murmeltiere keinen Steinwurf weit von ihm entfernt auf einer Wiese ihren Bau verlassen hatten, um ihren alltäglichen Beschäftigungen – Fressen, Ausruhen, Spielen und Wache halten – nachgingen.

Andrew genoss das Naturschauspiel mit allen Sinnen. Tief atmete er die würzige Bergluft in seine Lungen ein. Ein zufriedenes Grinsen umspielte dabei seine Mundpartie.

Vergessen war die Tatsache, dass sein Wecker mitten in der Nacht geklingelt hatte, obwohl er sich im wohlverdienten Urlaub befand, vergessen auch der beschwerliche Aufstieg bis auf halbe Höhe der Berge, deren Spitzen immerhin mehr als 2500 Meter über dem Meeresspiegel lagen.

Diese Aussicht entschädigte ihn für alles.

Er schob die Mütze aus der Stirn, stützte sich mit den Händen auf dem Baumstamm ab, während er sich nach hinten lehnte, und genoss die wärmenden Strahlen der Morgensonne.

Es waren genau diese Momente, die ihn aus seiner Heimat, den regenverhangenen Ebenen Mittelenglands, jedes Jahr hierher in die Pyrenäen lockten.

Plötzlich vernahm er ein seltsames Geräusch. Es klang wie ein unterdrücktes Röcheln. Ein Laut, der absolut nicht in diese Idylle hineinpasste.

Sein Kopf ruckte herum.

Erstaunt bemerkte er, wie die Murmeltiere auf der Wiese erschrocken zusammenzuckten und keinen Herzschlag später fiepend in ihren Bau stürmten.

Kopfschüttelnd richtete er sich auf. Als er dabei

nach oben blickte, war auch der Specht verschwunden. Irgendetwas musste die Tiere erschreckt haben.

Hastig blickte sich Andrew um.

Wieder erklang das Geräusch, diesmal schon wesentlich näher.

Sein Kopf ruckte nach links und er erkannte gerade noch, wie eine schemenhafte Gestalt hinter einem der neben ihm liegenden Felsen verschwand. Den Umrissen nach handelte es sich dabei wahrscheinlich um einen Hund.

Er grinste und schalt sich insgeheim einen Narren.

Natürlich war es ein Hund, was denn sonst? Schließlich war eine der Haupteinnahmequellen für die Bevölkerung des Landes die Weidewirtschaft mit Schafen und Ziegen und dem daraus resultierenden lukrativen Handel mit Käse. Deshalb war es nur logisch, dass er einen Hund gesehen hatte, seines Wissens nach gab es keinen Schaf- oder Ziegenhirten, der hier nicht wenigstens einen Hund zum Hüten und Treiben seiner Herde besaß.

Trotzdem wurde ihm etwas mulmig zumute.

Was, wenn er unwissentlich in die Weidegründe eines solchen Hirten eingedrungen war, dessen Hund diese als sein Revier betrachtete?

Er fühlte sich mit seinen 59 Jahren zwar noch ziemlich vital, aber den Angriff eines wütenden Schäferhundes abzuwehren war schließlich doch etwas anderes, als daheim in Birmingham hinter dem Bankschalter zu sitzen.

Andrew Brown entschloss sich spontan, den Weg,

den er gekommen war, wieder zurückzugehen.

Er hatte noch keine zehn Schritte hinter sich gebracht, als seitlich von ihm ein Hund zu bellen begann. Laut, anhaltend, in immer größer werdender Wut.

Brown konnte sich eines mulmigen Gefühls nicht erwehren.

Wie weit war es bis zu seiner Pension?

Drei Meilen?

Vielleicht vier?

Andrew schluckte und beschleunigte unwillkürlich seine Schritte.

Er hatte ungefähr die Hälfte der Strecke hinter sich gebracht, als er langsam die Erschöpfung zu spüren begann. Der Abstieg war doch ziemlich kräfteaubend, und das Tempo, das er dabei eingeschlagen hatte, für seine Verhältnisse viel zu hoch.

Er war wohl doch nicht mehr der Jüngste.

Irgendwann blieb Andrew Brown einfach stehen, beugte den Oberkörper nach vorne, stützte seine Hände auf den Spazierstock und bemühte sich, ruhiger zu atmen. Seine Lungen rasselten inzwischen wie ein altersschwacher Blasebalg.

Was zum Teufel ist eigentlich los mit dir?, schoss es ihm durch den Kopf. Seit wann machst du dir wegen eines einzigen Hundes in die Hosen?

Aber so sehr er sich auch bemühte, er fand keine

Antwort auf seine Fragen. Dafür verstärkte sich in ihm immer mehr das Gefühl, dass hier irgendetwas nicht in Ordnung war.

Er wusste nicht genau, was es war, aber er wusste, dass es ihm Angst machte.

Im gleichen Moment hörte er hinter sich erneut das Bellen eines Hundes.

Andrew Brown drehte sich um. Einen Herzschlag lang stockte ihm der Atem.

Es war nicht nur ein Hund, der ihm gefolgt war, es war ein ganzes Rudel!

Drei dieser dunklen Gestalten schlichen hinter ihm verstohlen über den Pfad. Vier weitere hockten keine fünfzig Meter von ihm entfernt zwischen den Felsen.

Sie hatten die Schnauzen weit aufgerissen und ließen ihre Zungen heraushängen.

Deutlich konnte Andrew die blitzenden Fänge zwischen den hochgezogenen Lippen erkennen.

Sein Herz begann zu rasen.

Krampfhaft umklammerte er den Griff seines Spazierstocks, bis die Spitzen der Fingerknöchel fast weiß unter seiner sonnengebräunten Haut hervorstachen.

Im gleichen Moment sprang das erste Tier auf ihn zu.

Brown richtete sich wieder auf, holte mit dem Stock aus und knallte dem Hund die mit Blei ausgegossene Spitze gegen den Schädel.

So schnell ließ er sich nicht unterkriegen.

Das Tier überschlug sich in der Luft und stürzte jaulend zu Boden.

Andrew blieb keine Zeit durchzuatmen, denn schon einen Herzschlag später setzte der nächste Hund zum Sprung an.

Brown, aufgeputscht durch seinen Anfangserfolg, trat einen Schritt zur Seite und schwang seinen Spazierstock siegessicher hin und her. Das angreifende Tier konnte nicht mehr ausweichen und nahm den Hieb voll. Der Hund wurde nach hinten geschleudert, heulte auf, kam wieder auf die Beine und rannte mit eingezogenem Schwanz davon.

Daraufhin zogen sich die anderen Tiere zurück und bildeten einen Halbkreis, um anscheinend auf eine neue, günstigere Gelegenheit für einen Angriff zu warten.

Langsam, jede hastige Bewegung vermeidend, begann Andrew rückwärtszugehen. Dabei behielt er die Hunde ständig im Auge. Eine halbe Meile später, als er der Meinung war, dass der Abstand zwischen ihm und dem Rudel groß genug für einen Fluchtversuch war, drehte er sich um und rannte los.

Genauer gesagt, er wollte losrennen, aber er kam nicht mehr dazu.

Zwei Dinge geschahen gleichzeitig.

Ein dunkler Schatten, der scheinbar aus dem Nichts aufgetaucht war, prallte mit mörderischer Wucht gegen seinen Rücken und ließ ihn straucheln. Parallel dazu tauchte eine Gestalt neben ihm auf, die er zunächst überhaupt nicht wahrnahm. Erst als sich ein Gebiss aus gelbweißen Reißzähnen wie ein Fangeisen um seinen Arm legte, registrierte Brown, dass er von

der Seite her ebenfalls von einem Hund attackiert wurde.

Ein gellender Schrei kam über seine Lippen, als er spürte, wie sein Unterarmknochen brach.

Seine Finger öffneten sich. Der Spazierstock fiel zu Boden.

Im gleichen Augenblick sprang der Schatten hinter ihm, der nichts anderes war als ein weiterer großer Hund, erneut in seinen Rücken. Diesmal ging Andrew unter der Wucht des Aufpralls zu Boden. Im Fallen versuchte er sich umzudrehen, doch es gelang ihm nur zur Hälfte, dann nagelte ihn das Gewicht der angreifenden Tiere am Boden fest.

Andrew Brown schrie erneut.

Die Schmerzen, die in seinem Arm tobten, waren mörderisch. Aber sie waren nichts im Vergleich zu dem, was er kurz darauf verspürte, als sich die Fänge der Hunde buchstäblich in seinen Körper hineinwühlten.

Tobias Salcher hob den Kopf und erstarrte.

Einen Moment lang hatte er das Gefühl, als ob sein Herzschlag ausgesetzt hatte. Allein der Anblick, der sich ihm bot, genügte, um seinen überreizten Sinnen den letzten Schlag zu versetzen. Vor ihm, keinen Steinwurf weit entfernt, kauerte eine monströse, fellbesetzte Kreatur auf dem Boden, deren gigantische Gestalt den Höhlengang beinahe komplett ausfüllte.

Aus der Brust des Monsters entrang sich ein tiefes, drohendes Knurren, während die Krallen seiner schaufelartigen Pranken das vor ihm liegende Terrain regelrecht umpflügten. Der riesenhafte Schädel mit den beiden schräg stehenden, feuerroten Augen wiegte dabei im Takt seiner Hände, die auf und niederstießen und die Erde des aufgewühlten Höhlenbodens durch die Luft schleuderte.

Das Antlitz des Wesens war verzerrt und in den Augen blitzte die pure Lust am Töten.

Unwillkürlich hielt er den Atem an, als die Bestie mit einem urwelthaften Brüllen auf sie zustampfte.

Panik erfasste Tobias. Neben ihm begann seine Freundin Andrea zu schreien und auch Arthur Braun, der Leiter der Reuttener Bezirkspolizei, war plötzlich kurz davor überzuschnappen. Je näher die Kreatur auf sie zukam, umso mehr steigerte sich ihr Brüllen, bis es schließlich in einem infernalischen Crescendo gipfelte, das selbst die Kugeln aus Brauns Dienstwaffe nicht verstummen lassen konnten. Der Polizist ging in Combatstellung, winkelte die Arme an und jagte Kugel um Kugel aus dem Lauf seiner Dienstpistole.

Vergeblich!

Als der Schlagbolzen der Waffe auf eine leere Kammer traf, zerrissen die gewaltigen Pranken des Monsters den Beamten mit ihren rasiermesserscharfen Krallen regelrecht in Stücke.

Brauns Augen quollen aus den Höhlen, Blut strömte ihm aus der Nase und dem Mund.

Sein Körper zuckte krampfartig.

Bevor er zu Boden fiel, schleuderte ihn die Bestie mit einem letzten Hieb quer durch die Höhle, gleich einem trotzigem Kind, das ein ungeliebtes Spielzeug wegwirft.

Andreas Stimme überschlug sich förmlich. Sie schrie, wie Tobias noch nie zuvor in seinem Leben einen Menschen hatte schreien hören.

Obwohl ihm im Bruchteil einer Millisekunde klar wurde, dass es nichts mehr gab, was sie jetzt noch retten konnte, riss er seine Dienstwaffe trotzdem aus dem Schulterhalfter.

Er umklammerte den Griff der Glock wie den sprichwörtlich rettenden letzten Strohalm. Dann sprang er vorwärts und warf sich zwischen seine Freundin und die Kreatur.

Die Glock donnerte in der Höhle wie eine Kanone, dennoch zeigten die Kugeln keinerlei Wirkung. Es war, als würde er Wattebällchen auf das Monster werfen.

Dann hatte die Bestie auch ihn erreicht.

Er verspürte einen gewaltigen Schlag auf der Brust, taumelte und hörte, bevor die Welt um ihn herum in blutrotem Nebel versank, noch einmal Andrea seinen Namen schreien.

Danach war nichts mehr.

Es klopfte. Zuerst zaghaft, dann immer lauter.

»Guten Morgen«, sagte eine Stimme, die klang, als

wäre ihr Besitzer meilenweit entfernt. »Ich bin es, Bill, bist du soweit?«

Tobias Salcher drehte sich im Bett zur Seite und stöhnte. Das Pochen in seinem Kopf wetteiferte mit dem Klopfen an der Tür und das Pochen gewann. So war es immer, wenn er aus seinen Albträumen erwachte und daran würde sich auch nichts mehr ändern, ganz gleich, wie viele Meilen er noch zwischen sich und jene verdammte Höhle in Österreich brachte, in der seine Freundin und sein Kollege auf so schreckliche Art ums Leben gekommen waren.

Auch dieses Mal dauerte es einige Zeit, bis die Kopfschmerzen wieder nachließen, und er es riskieren konnte, sich aufzurichten, ohne dass sich gleich wieder die Welt um ihn herum zu drehen begann.

Unterdessen wurde das Klopfen immer lauter und in der Stimme des Mannes, der vor der Tür stand, schwang jetzt deutlich die Sorge um ihn mit.

»He, altes Haus, alles okay bei dir?«

»Ja doch!«

»Warum zum Teufel öffnest du dann nicht die Tür?«

»Weil ich verschlafen habe«, brummte der Innsbrucker ungehalten. »Ich lieg noch im Bett!«

Gähmend schlug Tobias die Decke zurück und schwang seine Beine aus dem Bett.

Dennoch benötigte er noch geraume Zeit, bis er endlich die Tür zu seinem Hotelzimmer aufgeschlossen hatte. Bill Laughlin versetzte ihr einen Stoß und stürmte wie ein gereizter Tiger ins Zimmer. Obwohl der Amerikaner die sechzig bereits überschritten hat-

te, wirkte er immer noch ungewöhnlich agil. Sein hagerer, durchtrainierter Körper und der militärisch kurz gehaltene Haarschnitt wiesen ihn als einen altgedienten Armeeoffizier aus, der sich trotz seiner vielen Lebensjahre noch lange nicht zum alten Eisen zählte.

»Was ist los?«, fragte er, nachdem er den Österreicher mit einem kurzen Blick gemustert hatte. »Wieder einen dieser Träume gehabt?«

Tobias nickte.

»So etwas Ähnliches habe ich mir beinahe schon gedacht, du siehst nämlich verdammt Scheiße aus, mein Junge«, erwiderte Laughlin emotionslos.

»Komplimente am Morgen vertreiben Kummer und Sorgen«, antwortete Salcher sarkastisch.

»Spar dir deine Sprüche und sieh lieber zu, dass du endlich unter die Dusche kommst. Unten im Speisesaal wartet schon seit einer Stunde das Frühstücksbuffet auf uns. Ich hoffe, ich muss nicht extra erwähnen, dass mir der Magen bereits zwischen den Knien hängt?«

Überrascht musterte Tobias den Amerikaner.

»Ich glaube, das wird eng. Hast du nicht gesagt, dass wir bereits um acht in der Zentrale erwartet werden?«

Laughlin schüttelte sachte mit dem Kopf, während sich langsam ein Ausdruck in sein Gesicht stahl, den man mit dem Wort teuflisch ziemlich zutreffend beschreiben konnte.

»Ach, das meinst du«, sagte er und grinste wie ein kleiner Junge, den die Großmutter beim verbotenen

Naschen am Sonntagskuchen ertappt hatte. »Eigentlich findet das Treffen ja erst um zehn Uhr statt.«

»Um zehn? Was zur Hölle ...«

»Na ja, ich dachte, es wäre wohl besser, wenn ich acht Uhr sage, sonst wärst du garantiert nicht pünktlich aus dem Bett gekommen und mir würde jetzt ein Frühstück entgehen.«

Wortlos holte Tobias ein frisches Hemd, Unterwäsche und Socken aus dem Schrank, schnappte sich seine Jeans, die er am Abend zuvor sorgfältig auf dem Stuhl neben seinem Bett abgelegt hatte, und schlurfte langsam Richtung Bad. Bevor sich seine Hand um den Türknauf legte, drehte er sich aber noch einmal um und bleckte die Zähne.

»Das Treffen findet um die Ecke statt, um zehn und du weckst mich um sieben. Ich fass es nicht. Verdammst Bill, wer jemanden wie dich zum Partner hat, braucht keine Feinde mehr.«

Laughlin antwortete nicht, aber sein abgehacktes Lachen verfolgte Tobias noch bis unter die Dusche.

Zwei Tassen Kaffee, eine anständige Portion Ham and Eggs und ein Studium der New York Times später stieg Laughlin zusammen mit Salcher in seinen Wagen, drehte den Zündschlüssel und fädelt den Chrysler in den morgendlichen Berufsverkehr von New York ein.

Obwohl das Gebäude, in dem sich das Hauptquartier von Salchers neuem Arbeitgeber befand, nur einen Katzensprung vom Hotel entfernt war, benötigten sie für den Weg doch deutlich mehr als eine halbe

Stunde.

»Gekrochen wären wir kaum langsamer gewesen«, konstatierte der ehemalige Innsbrucker Oberinspektor, als Laughlin im Parkhaus des UN-Hauptquartiers, das am Rand des United Nation Plaza von New York lag, seinen Chrysler etwas umständlich in eine Lücke bugsiierte.

Bill Laughlin zuckte mit den Schultern.

»Das ist Amerika, hier geht man nicht zu Fuß. Ich kenne Leute, die fahren mit dem Auto sogar ins Badezimmer.«

»Kein Wunder bei euren Spritpreisen«

Bill lachte und schloss den Wagen ab, nachdem sie ausgestiegen waren.

»Und wie geht es jetzt weiter?«, wollte Tobias wissen, während er sich in dem hell erleuchteten Parkhaus umblickte. Auch wenn er es vor seinem amerikanischen Kollegen nur ungern zugab, die Dimensionen, die hier herrschten, brachten ihn immer wieder zum Staunen. Selbst hier in einem einfachen Parkhaus war allein die Einfahrt mindestens ebenso groß wie in Innsbruck eine komplette Parkhausanlage.

Laughlin grinste verschwörerisch und deutete auf eine graue, unscheinbare Stahltür zu ihrer Linken, an der schon deutlich der Zahn der Zeit genagt hatte. Die Farbe war bereits an mehreren Stellen abgeblättert und auch der Schriftzug, der einst in Augenhöhe auf der Tür prangte, war kaum noch zu entziffern.

Der ganze Zugangsbereich war mit Abfall zugemüllt und roch nach kalter Pisse und irgendwelchem ver-

faulten Unrat. Alles wirkte irgendwie schmutzilig und heruntergekommen. Kein Ort jedenfalls, an dem Tobias einen Anzugträger wie Laughlin vermutet hätte. Deshalb konnte er seine Überraschung auch kaum verbergen, als Bill zielsicher auf eben diese Tür zusteuerte.

Skeptisch beobachtete er vom Wagen aus, wie der Amerikaner die Tür mit einem Gegenstand öffnete, der wie eine Scheckkarte aussah. Sekunden später bewegte sich die Tür zur Seite weg und Laughlin machte Tobias mit der anderen Hand ein aufforderndes Zeichen.

»Komm schon, die Tür bleibt nur sechzig Sekunden lang offen, dann schließt sie wieder automatisch.«

Tobias nickte und kam mit zwei, drei weitausgreifenden Schritten heran. Keinen Augenblick zu spät, denn hinter ihnen begann die Tür sich bereits wieder in ihre Ausgangslage zurückzuschieben.

Neugierig blickte sich der Österreicher um. Der Raum, in dem sie sich befanden, hatte nicht nur das Aussehen eines Aufzugs, sondern auch dessen Ausmaße. Quadratisch, mit glatten Metallwänden, einem dunklen Laminatboden und einem Schaltgehäuse mit vier weißen Knöpfen, auf denen in Schwarz die Zahlen und Lettern B, 1, 2 und Stop zu lesen waren.

Die Blicke des Österreichers wurden noch erstaunter, als sein Begleiter, anstatt die Knöpfe zu bedienen, auf die gegenüberliegende Aufzugswand zuing und die geheimnisvolle Scheckkarte, oder was immer es auch war, dort gegen ein Schild presste, auf dem zu

lesen war, dass dieser Aufzug nur für vier Personen zugelassen war.

Laughlin hatte die Karte kaum gegen das Schild gehalten, als die Wand auch schon wie von Geisterhand bewegt zur Seite wich.

Tobias folgte Bill Laughlin in den dahinterliegenden Gang, der von etlichen Halogenscheinwerfern derart grell ausgeleuchtet war, dass er blinzeln stehen blieb.

Einen Moment lang hatte er das Gefühl, blind zu sein.

Nachdem sich seine Augen an das grelle Licht gewöhnt hatten, erkannte er die Umrisse der beiden hünenhaften Gestalten, die am Ende des Ganges standen und sie zu erwarten schienen. Als sie herangekommen waren, glitten die Männer respektvoll zur Seite und öffneten eine weitere Tür.

Seine Augen wurden so groß wie Spiegeleier, als er den dahinterliegenden Raum erblickte.

»Mein Gott«, flüsterte Tobias. »Wo bin ich hier?«

»Ich sage euch, hier geschehen böse Dinge!«

Miguel Jorge zuckte zusammen und richtete seine dunkelbraunen Augen auf seine Schwester Nahia, die neben ihm saß.

Obwohl Carlos Alvarez noch keine fünfzig Winter erlebt hatte, wusste er mehr über Land und Leute als alle der Alten im Dorf zusammen. Er beherrschte die

Gabe des Würfelorakels, wusste von Kräutern, die um ein Vielfaches wirksamer waren als die Pillen, die der Dorfarzt verschrieb, konnte das Wetter vorhersagen und hatte auch bei der Heilung von Tieren ein glückliches Händchen. Man erzählte sich, wenn auch hinter vorgehaltener Hand, dass er so etwas wie das Zweite Gesicht besaß. Inzwischen suchten mehr Menschen der Gemeinde bei ihm Rat als beim Pfarrer, dem Doktor und dem Bürgermeister zusammen.

Das war auch der Grund, warum sich Miguel und seine Schwester an diesem ungewöhnlich nasskalten Spätsommerabend bei ihm in der Hütte eingefunden hatten.

»Wie meinst du das?«

»Mit diesem Fremden ist das Unglück in unser Dorf gekommen. Seit er sich hier niedergelassen hat, scheint es, als ob der Fluch von Zugarramurdi wieder erwacht ist.«

Die beiden Geschwister sahen sich ungläubig an, sie wollten nicht glauben, was er ihnen da erzählt hatte. Sie fürchteten die Wahrheit, wussten aber gleichzeitig, dass Carlos mit seinen Voraussagungen noch nie ge-
fehlt hatte.

Er hatte den Steinschlag vorausgesagt, der vor vier Jahren mehr als einem halben Dutzend Touristen das Leben gekostet hatte, es hatte damals in allen Zeitungen gestanden. Er hatte von der großen Hitze und der Dürre gesprochen, die fast die Hälfte des Viehbestands der Gemeinde hatte jämmerlich eingehen lassen und er hatte den Tod der Frau des Apothekers an-

gekündigt, auch wenn sie nicht durch irgendwelche übernatürliche Dinge ums Leben gekommen war, sondern einfach und banal durch die Hände ihres Mannes, der sie erwürgte, nachdem er herausgefunden hatte, dass sie sich mehrere Liebhaber hielt.

Alles war so gekommen, wie es Carlos Alvarez vorausgesagt hatte.

Alles!

Betroffen blickten sich die beiden an.

»Warum jagst du uns solche Angst ein?«, fauchte Miguel Jorge. »Wir sind hergekommen, um deinen Rat zu hören, stattdessen erzählst du uns, dass der Fluch von Zugarramurdi auferstanden ist. Verdammt Carlos, seit der Sache mit den zerstückelten Tieren und dem Engländer, den man tot in den Bergen gefunden hat, verirren sich immer weniger Touristen in unser Tal. Uns fehlt das Geld dieser Leute an allen Ecken und Enden. Eigentlich hatte ich gehofft, du kannst uns sagen, was wir dagegen unternehmen können. Damit, dass du noch mehr Unheil voraus sagst, ist uns allen nicht geholfen.«

Carlos Alvarez starrte die Geschwister traurig an und senkte den Blick.

»Ihr wollt also meinen Rat hören, wie ihr euch gegen das Böse, das da kommen wird, schützen könnt?«

Miguel Jorge nickte zu Alvarez Worten so heftig, dass dieser befürchtete, der Kopf würde ihm jeden Moment von den Schultern fallen.

Gequält schüttelte Alvarez seinen Kopf.

»Es tut mir leid, es gibt keinen Schutz. Der Fremde

ist zu gierig, sein Treiben wird das Land in Chaos stürzen. Durch ihn wird der Fluch wieder zum Leben erweckt und glaubt mir, was dann geschieht, wird viel schrecklicher sein als die Zeit damals, als unsere Vorfahren in den Tiefen der Höhlen von Zugarramurdi die Hexen beschworen haben.«

Die Geschwister schwiegen betreten.

Es war kurz nach Mitternacht, als Miguel und Nahia die Hütte von Carlos Alvarez verließen. Der Mond stand einer silbernen Scheibe gleich fast senkrecht am Himmel und am nachtschwarzen Firmament funkelten die Sterne wie kalte Diamanten.

Der Wind, der von den Bergen her durch das Dorf strich, war für die Jahreszeit ungewöhnlich kalt. Fröstelnd schlug Miguel den Kragen seiner Jacke hoch und grub die Hände in die Hosentaschen.

Die Geschwister blickten sich an.

»Ich kann mich nicht erinnern, dass es Mitte Juli nachts einmal so kalt war.«

Miguel runzelte nachdenklich die Stirn. »Vielleicht hat Carlos doch recht und das sind bereits die ersten Vorboten jenes Unheils, von dem er gesprochen hat.«

»Jetzt hör endlich auf damit«, erwiderte Nahia missmutig. »In welchem Jahrhundert lebst du eigentlich? Ich verstehe nicht, wie sich ein erwachsener Mann wie du beinahe in die Hosen macht, nur weil ein verschrobener Dorfbewohner die alten Geschichten wieder

aufwärmt.«

»Wie kannst du nur so etwas behaupten? Carlos Alvarez ist alles andere als verschroben«, entrüstete sich Miguel. »Bisher ist jede seiner Vorahnungen eingetroffen.«

»Das ist keine Kunst, mit ein bisschen Menschenkenntnis und mithilfe des Internets kann ich das auch.«

Miguel schüttelte bedauernd mit dem Kopf. »Man merkt, dass du viel zu lange weg gewesen bist. Das Studium in der Hauptstadt hat dich verändert.«

»Ach was, ich betrachte das Ganze nur etwas nüchterner.«

»Tatsächlich? Warum bist du dann mitgekommen?«

»Weil du mein Bruder bist und mich darum gebeten hast, aber jetzt genug davon. Wir sollten langsam zuhause, aber jetzt genug davon. Wir sollten langsam zuhause kommen. Ich habe keine Lust, mir eine Erkältung einzufangen. Das ist das Letzte, was ich im Moment gebrauchen kann. Die Arbeit auf dem Hof wächst mir nämlich so langsam über den Kopf.«

»Das glaube ich dir«, sagte Miguel mitfühlend. »Aber ohne dich wäre ich längst aufgeschmissen. Wenn ich nur an deine selbst gemalten Reklamebilder denke ... Ich glaube, ohne sie würden wir auf dem Wochenmarkt nicht einmal die Hälfte von unseren Sachen verkaufen.«

»Mag sein, trotzdem, es ist schon merkwürdig, wie kalt es auf einmal geworden ist.«

Verstört machten sich die beiden auf den Weg nach

Hause. Keiner sprach ein Wort. Jeder hing seinen eigenen, düsteren Gedanken nach.

Die Geschwister hatten Angst vor dem nächsten Tag. Sie ahnten, dass die Zukunft nichts als Unheil bringen würde.

Als sie auf die Hauptstraße einbogen, die direkt ins Dorf führte, wurden ihre Schritte immer schneller. Regen hatte sich inzwischen in den Wind gemischt und ließ ihren Heimweg immer ungemütlicher werden. Nahia und Miguel zogen die Köpfe zwischen die Schultern und begannen, ohne sich noch einmal umzudrehen, immer schneller zu laufen. Deshalb bemerkten sie auch nicht, dass sie seit dem Verlassen der Hütte von einem glühenden Augenpaar beobachtet wurden.

Eine kleine, schwarz gekleidete Gestalt hockte neben dem Haus von Alvarez hinter einem umgestürzten Baumstamm am Boden und beobachtete dabei jede ihrer Bewegungen.

Als die beiden außer Sichtweite waren, richtete sich die Gestalt vorsichtig auf. Mit wenigen, weit ausgreifenden Schritten huschte der Mann auf den hölzernen Vorbau des Hauses zu. Sein Gesicht verzog sich zu einer wütenden Fratze, während er sich die letzten Worte von Alvarez wieder ins Gedächtnis rief.

Seine Worte behagten ihm überhaupt nicht. Sie stiftetten Unruhe in der Dorfbevölkerung. Das war etwas, was er zum jetzigen Zeitpunkt nicht gebrauchen konnte. Seine Experimente waren noch nicht abgeschlossen.

Als er die Eingangstür der einfachen Hütte erreicht hatte, blickte er sich noch einmal um. Seine Gedanken wanderten wie so oft in letzter Zeit wieder einmal zu den zerklüfteten Höhleneingängen von Zugarramurdi.

»Keine Angst«, sagte die dunkle Gestalt leise. »Ich bin bald soweit und dann wird euch endlich Gerechtigkeit widerfahren!«

Sekunden später drückte sich ein bleiches Gesicht an die Fensterscheibe neben der Eingangstür. Ein Grinsen verzerrte das Gesicht des Mannes, als er beobachtete, wie sich Carlos zum Schlafengehen vorbereitete. Da das Innere der Hütte nur aus einem einzigen Raum bestand, entging ihm keine seiner Bewegungen.

Alvarez ging mit schlurfenden Schritten auf das Waschbecken neben dem Herd zu, drehte den Wasserhahn auf und klatschte sich das kalte Nass mit beiden Händen ins Gesicht.

Nachdem er sich gewaschen hatte, griff er nach einem Handtuch und trocknete sich ab.

Einen Moment lang betrachtete er sich dabei im Spiegel über dem Waschbecken. Dann legte er das Handtuch zur Seite, hob den Blick zur Decke und sprach offensichtlich ein Gebet, jedenfalls faltete er seine Hände dabei.

Als er sich umdrehte und auf die Pritsche an der fensterlosen Nordwand zuing, begann die Gestalt am Fenster diabolisch zu lächeln. Seine Rechte legte sich um den Türknauf der Eingangstür, während die Linke ein Messer mit einer fast unterarmlangen Klin-

ge aus dem Gürtel zog.

Carlos Alvarez war in den ganzen Jahren, die er hier im Dorf lebte, noch nie auf den Gedanken gekommen, diese Tür abzuschließen. Warum auch? In seiner Hütte war jeder willkommen.

Er hatte nichts und niemanden zu befürchten.

Es war nicht der vor ihm liegende, schlauchartige Tunnel mit den zahllosen Halogenscheinwerfern, die ihn in ein geradezu unirdisches Licht tauchten, oder die beiden hünenhaften Wachmänner mit ihren automatischen Waffen, sondern das am Ende des Gangs liegende Großraumbüro mit all den kleinen, zum Teil sehr persönlich eingerichteten Kuben und den emsig umherwuselnden Männern und Frauen, was ihn dann letztendlich doch schlucken ließ.

Laughlin hatte zwar etwas Derartiges mehrmals anklingen lassen, aber zwischen Hören und hautnah Miterleben lagen doch Welten.

Während Laughlin mit ihm im Schlepptau quer durch das riesige Büro stiefelte, wurden sie von immer mehr Leuten mit überraschten Blicken bedacht. Das Getuschel der Anwesenden, die ihre Köpfe zusammensteckten, kaum dass sie vorüber waren, war nicht mehr zu überhören.

Tobias forcierte das Tempo und zupfte so diskret wie möglich an Laughlins Jackett.

»Habe ich etwas falsch gemacht, oder warum star-

ren die mich hier alle so an?«

Der Amerikaner drehte sich um und bleckte die Zähne. »Hast du nicht, ich glaube, es liegt eher an mir. Ich habe ganz vergessen, dass dieser Eingang eigentlich nur VIPs oder hochrangigen Politikern vorbehalten ist, die auf diesem Weg ungesehen das Gebäude betreten können.«

Tobias Salcher öffnete den Mund und suchte nach Worten, während er sich umsah.

Kein Wunder, dass ihn hier jeder anstarrte wie eine Kuh mit acht Beinen.

Als er die Gesichter der Umstehenden betrachtete, wäre er am liebsten wieder umgekehrt.

Obwohl er sich noch keine fünf Minuten in den heiligen Hallen von Paraforce befand, war er schon ins erste Fettnäpfchen getreten. Das konnte ja heiter werden.

»Guten Tag, mein Name ist Rajiv Singh.«

Tobias wusste, auch ohne den Kopf zu drehen, sofort, dass die Stimme des Mannes, die ihn aus seinen trüben Gedanken gerissen hatte, dem wissenschaftlichen Direktor seines neuen Arbeitgebers gehörte. Dieser Mann war, soviel hatte er in Erfahrung gebracht, in Indien geboren, der nasale Singsang seiner Stimme war typisch für einen Bewohner dieses Subkontinents.

Ein Blick auf seine Gestalt bestätigte dem Innsbrucker die Richtigkeit seiner Ahnungen. Singh war das klassische Ebenbild eines modernen Inders, der auch in seiner Kleidung das Traditionelle mit der Gegenwart in geradezu vollkommener Art und Weise mitei-

nander zu verbinden wusste. Der dunkelblaue, fast knielange Kurta mit den Seidenstickereien stand in wunderbarem Kontrast zu seiner hellen, elegant geschnittenen Stoffhose und den dunklen, italienischen Lederslippern.

»Salcher«, stellte er sich vor, »Tobias Salcher.« Er ergriff die ausgestreckte Hand des Professors. »Es tut mir leid, wenn ich gleich bei meinem Dienstantritt gewisse Etikette verletzt haben sollte, aber ...«

»Machen Sie sich mal keinen Kopf darüber«, unterbrach ihn Singh. »Über solche Dinge sollten Sie erst nachdenken, wenn Sie sich hier eingelebt haben.« Dabei machte er einen Schritt zur Seite und strich mit einer allumfassenden Handbewegung über das Großraumbüro.

»Da Mister Baptiste im Moment in Brüssel weilt, um gewissen verknöcherten EU-Bürokraten mal wieder die Leviten zu lesen, und sein Stellvertreter Mister Blackstone durch einen Unfall ans Bett gefesselt ist, fällt es in meinen Kompetenzbereich, Sie durch die Räumlichkeiten unserer Organisation zu führen und Ihnen gewisse Dinge zu erklären.«

»Oh«, sagte Salcher betroffen. »Ich hoffe, mit Mister Blackstone ist nichts Ernstes.«

Obwohl Asiaten allgemein dafür bekannt sind, einem Außenstehenden selten ihre Gefühle zu offenbaren, hatte Singh sichtlich Mühe, ein Grinsen zu unterdrücken.

»Keine Sorge, als ehemaliger Offizier im Falkland-Krieg wird sich ein Mann wie Sir James Elwood

Blackstone wohl kaum durch ein paar Schrotkugeln umwerfen lassen.«

Obwohl Tobias zu gerne Näheres über die Umstände, die zu diesem Unfall führten, erfahren hätte, hütete er sich davor, als Neuling in dieser Richtung nachzuhaken. Zumal ihm der Tonfall von Singh deutlich machte, dass der Inder dieses Thema als beendet betrachtete.

Erst Monate später sollten ihm Gerüchte von einem betrunkenen Jäger zu Ohren kommen, der angeblich den verlängerten Rücken von Sir Blackstone mit dem Abbild eines Fuchses verwechselt hatte. Ein Umstand, der später immer wieder für einen Lacher sorgen sollte.

Aber das lag in der Zukunft, im Hier und Jetzt ging es für Tobias Schlag auf Schlag weiter.

Kaum eine Stunde, nachdem ihn der Inder in einer Art Crashkurs durch die Hallen geführt, mit ihm soziale Einrichtungen wie Aufenthaltsraum, Kantine und sanitäre Anlagen inspiziert und gewisse Arbeitsabläufe aufgezeigt hatte, fand er sich in dem Großraumbüro wieder.

Diesmal allerdings nicht auf einem der Gänge und mit Laughlin an der Seite, sondern allein mit Singh in einer etwas abseits gelegenen Räumlichkeit, die durch mobile Trennwände und einige Grünpflanzen zu so etwas wie einem separaten Büro umfunktioniert war.

Die Einrichtung beschränkte sich dabei auf das Wesentliche: ein Schreibtisch, zwei Stühle, ein Aktenschrank, PC, Telefon und Drucker.

Der Inder bat ihn, sich vor den Computer zu setzen.

Er hatte kaum auf dem Stuhl davor Platz genommen, als ihn Singh mit Informationen regelrecht überschüttete. Nebenbei ließ der Inder den PC hochfahren.

»Normalerweise durchlaufen unsere neuen Mitarbeiter erst noch gewisse Schulungen und Audits, um genügend Zeit zu bekommen, sich mit den Gepflogenheiten unserer Organisation vertraut zu machen. Aber in Ihrem speziellen Fall müssen wir davon leider absehen. Die Zeit drängt.«

Tobias hob den Kopf und musterte den wissenschaftlichen Direktor mit einem nachdenklichen Blick.

In der Zwischenzeit war der Computer betriebsbereit und Singh ließ seine Hände so schnell über den Bildschirm fliegen, dass Tobias seine Bewegungen kaum verfolgen konnte. Mithilfe einer hochmodernen Touchscreen Technologie platzierte der Inder mit wenigen Fingerbewegungen eine detaillierte Karte von Spanien auf den Monitor.

Zwei Bildschirmberührungen später war diese unterteilt in eine Ansicht der Pyrenäen und in den Stadtplan eines Bergdorfes, das sich offensichtlich inmitten dieser Gebirgskette befand.

Der Name des Dorfes war Zugarramurdi.

Miguel Jorge kam gerade mit einem Ledereimer aus dem Ziegenstall, als er den Mann auf sein Anwesen zukommen sah. Er beschattete seine Augen mit der

Linken und musterte den Ankömmling skeptisch, bis dieser den gemauerten Ziehbrunnen erreicht hatte, der in der Mitte des Hofes stand.

Als er ihn erkannt hatte, stellte Miguel den Eimer so heftig zu Boden, dass die Milch darin überschwappte. Der Mann war niemand anderes als jener geheimnisvolle Fremde, vor dem Carlos Alvarez ihn und seine Schwester gewarnt hatte.

»Verschwinden Sie von meinem Hof, aber schnell!«

Der Mann blieb stehen, hob die Arme und streckte Miguel die Innenfläche seiner Hände entgegen, um ihm zu zeigen, dass er in friedlicher Absicht kam.

»Warum so unfreundlich, Señor Jorge?«, wollte der Mann wissen. »Ich will doch nur mit Ihnen reden.«

Miguel Jorges Gesicht, das sonst immer offen und ehrlich wirkte, wurde zusehends verkniffener, je länger er den Ankömmling betrachtete. Der Mann machte alles andere als einen vertrauenerweckenden Eindruck. Er war kleinwüchsig, ungewöhnlich hager und sein Gesicht war trotz der sengenden Sonne so bleich wie eine frisch gekalkte Wand. Er trug einen dunklen Anzug, der auch schon bessere Tage gesehen hatte und ein schmutzeliges, ehemals weißes Leinenhemd, das trotz der Tageshitze bis zum Hals zugeknöpft war.

»Ich wüsste nicht, was wir zu bereden hätten«, entgegnete Miguel unwirsch.

Obwohl er mindestens einen Kopf größer und sicherlich fünfzig Pfund schwerer als sein Gegenüber war, fühlte sich der Bauer in der Nähe des bleichge-

sichtigen Anzugträgers sichtlich unwohl.

»Sehen Sie«, lachte der Bleiche, »genau deswegen bin ich hier.«

Mit einem Satz schwang sich der Mann auf den Rand des Ziehbrunnens, machte es sich auf dem Mauerwerk bequem und winkelte das rechte Bein an. Während er ungefragt weiterredete, wischte er mit der Hand einige imaginäre Fusseln von seiner Anzugshose.

»Mein Name ist Damian Atanasio, aber das wissen Sie wahrscheinlich längst. Genauso wie den Umstand, dass wir Nachbarn sind.« Ohne auf eine Antwort zu warten, hob Damian die Hand und deutete auf eine Hügelgruppe im Osten. »Mein Haus liegt gleich dahinten. Wir wohnen sozusagen in Sichtweite. Ich kann vom Küchenfenster aus sehen, wie der Rauch aus Ihrem Kamin steigt.«

»Schön für Sie«, erwiderte Miguel ungehalten. »Und jetzt runter von meinem Land. Ich habe andere Dinge zu tun, als mir Ihr Geschwätz anzuhören, ich muss mich um meine Tiere kümmern.«

»Ja, ja, die Tiere«, sagte Damian bedeutungsvoll und sprang wieder von der Mauer. »Manchmal sind sie die Freunde des Menschen, manchmal aber auch deren Schicksal.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ach nichts«, erwiderte Damian und wandte sich um. »Ich denke, ich sollte jetzt doch besser wieder gehen, ich habe Sie schließlich schon viel zu lange von Ihrer Arbeit abgehalten. Einen schönen Tag noch,

Señor Jorge.«

Miguel Jorge blickte dem seltsamen Besucher so lange kopfschüttelnd hinterher, bis dieser aus seinem Blickfeld verschwunden war. Dann tippte er sich mit dem Zeigefinger seiner Rechten mehrmals gegen die Stirn, nahm den Eimer wieder auf und trug ihn in den Keller seines Hauses, wo bereits zwei weitere Eimer mit der mühsam gewonnenen Ziegenmilch auf dem kalten Boden standen.

Noch einen Eimer, dachte Miguel, und ich kann anfangen, die Molke aufzukochen.

Es wurde Zeit, dass der nächste Käse heranreifte, damit er ihn an die Touristen verkaufen konnte. Die Ersparnisse im Hause Jorge neigten sich allmählich dem Ende zu.

Als er sich kurz darauf wieder dem Ziegenstall näherte, war die Unterhaltung mit Damian längst Vergangenheit. Der Eingang des Stalls lag auf einer Anhöhe und damit deutlich höher als das Wohnhaus. Ein Umstand, der ihm normalerweise einen ungetrübten Rundumblick über das ganze Land bescherte und ihm, wenn er sich jetzt umdrehen würde, aufgezeigt hätte, dass Damian Atanasio auf einem der umstehenden Hügel stehen geblieben war und eine kleine Konsole in den Händen hielt. Der viereckige Kasten sah aus wie eine Art Fernsteuerung für Flugzeugmodelle.

Weiterhin hätte er auch gesehen, wie Atanasio die Antenne des Kastens direkt auf den Stall richtete und nervös an den Knöpfen und Schaltern der Apparatur hantierte.

Aber so war der Blick des Bauern nach vorne gerichtet und seine Gedanken bei den Ziegen. Außerdem musste er sich bücken, um nicht mit dem Kopf an den Türbalken der niedrigen Stalltür zu stoßen. Mit einem Pfeifen betrat er den Holzverschlag, das im selben Augenblick verstummte, als er das angsterfüllte Meckern und Klagen der Tiere vernahm.

Irritiert drehte Miguel den Kopf. Stirnrunzelnd registrierte er, dass sich die Ziegen nicht wie üblich um die Futterstelle drängten, sondern sich in der hintersten Ecke des Stalls an die Wand pressten. Sofort stellte er seinen Eimer beiseite. Er kannte seine Ziegen gut genug, um zu wissen, dass ihr ungewöhnliches Verhalten nichts Gutes bedeuten konnte.

Miguel öffnete das Stallgatter und ging langsam auf die Tiere zu, während er beruhigend auf sie einzureden versuchte.

Er kam bis zur Mitte des Pferches.

Dann löste sich der Ziegenbock aus dem Pulk der Herde, schnaubte und griff an!

Mit tief geneigtem Kopf, um seine gefährlichen Hörner nach vorne zu richten, raste der Bock wie eine Dampflokomotive auf Miguel zu. Sein wütendes Schnauben und das Stakkato seiner wirbelnden Hufe hallten in dem Stall wie der Donner eines sich rasch nähernden Gewitters wider.

Eine Sekunde später war das Tier heran.

Miguel hatte es nur seinen jahrelangen, in der rauen Bergwildnis der Pyrenäen geschulten Reflexen zu verdanken, dass ihm der Bock nicht die Hörner in den

Unterleib bohrte.

Ein rascher Schritt zur Seite ließ das rasende Tier mit voller Wucht gegen das Stallgatter prallen. Der Bock zischte vor Zorn, als er daran zu Boden rutschte. Sein Körper bebte, nachdem er wieder auf die Hinterbeine gekommen war und die Hufe in den Stallboden grub. Schaum troff von seiner Schnauze und kleine weiße Wölkchen stieben aus seinen Nüstern.

Das Tier schüttelte kurz den Schädel und griff sofort ein zweites Mal an.

Diesmal reagierte Miguel viel zu spät.

Der Bauer war von dem Geschehen derart eingenommen, dass er stehen blieb, als wäre er am Boden festgewachsen. Tatenlos sah er mit an, wie der Bock auf ihn zuraste. Das Tier stieß seine Hörner tief in MIGUELS Oberschenkel und warf ihn durch den Schwung seines Angriffs gegen das Tor des Stallgatters.

Der Schmerz in seinem Bein brachte den Mann unvermittelt wieder zur Besinnung. Mit einer geradezu übermenschlichen Willensanstrengung packte der Bauer den Bock und schleuderte ihn quer durch den Stall. Noch während das Tier durch die Luft wirbelte, drehte sich Miguel auf dem Absatz um und humpelte aus dem Gatter.

Er hatte gerade das Tor hinter sich verschlossen, als der Bock erneut angriff.

Die schenkelstarken Holzverstreibungen des Stallgatters bogen sich unter dem Ansturm der rasenden Ziege bedenklich durch. Miguel wusste nicht, wie lange sie noch dem Druck standhalten konnten, zumal er

mit Entsetzen bemerkte, dass sich auch mehrere Muttertiere dem Toben des Ziegenbocks angeschlossen hatten.

Er wusste nur eines: Wenn er nicht schnellstens einen Arzt aufsuchte, hatten sich alle anderen Überlegungen erledigt.

Dann war er verblutet.

»Das Dorf, das Sie hier sehen, heißt Zugarramurdi«, sagte Rajiv Singh. Dabei richtete er seinen Blick erneut auf den PC, währenddessen seine Finger über den Touchscreenbildschirm huschten.

»Hier«, sagte er schließlich. »Damit Sie sich ein besseres Bild von dem Ort und der Umgebung machen können.«

Neugierig starrte Tobias auf den Monitor. Dort war inzwischen das topographische Kartenmaterial des südeuropäischen Landes den Fotos eines Bergdorfs gewichen. Die Bilder waren gestochen scharf. Der ehemalige Innsbrucker Kriminalbeamte sah die engen, verwinkelten Gassen des Dorfes und die weißgetünchten Häuser, die mit der grünen Umgebung geradezu harmonisch kontrastierten, so deutlich vor sich, dass er das Gefühl bekam, selbst mitten im Ort zu stehen.

Tobias wusste, dass in seinem Job jede noch so winzige Kleinigkeit wichtig sein konnte, und versuchte deshalb, sich so viele Einzelheiten wie möglich einzu-

prägen, während Singh weiterredete.

»Eigentlich ist Zugarramurdi ein Pyrenäendorf wie jedes andere auch. Ein paar Häuser, eine Kirche, zwei oder drei Bars, ein paar verwinkelte Straßen und jede Menge Ziegen. Eigentlich, aber da gibt es etwas, das dieses Dorf von den anderen unterscheidet, was es sozusagen einzigartig macht.«

Tobias nickte interessiert und wartete auf die Erklärung, die jetzt folgen würde. Stattdessen aber deutete Singh auf einige der Bilder und stellte ihm eine banale Frage.

»Fällt Ihnen bei diesen Fotos etwas auf?«

Irritiert wandte sich der Innsbrucker wieder dem Monitor zu. Er wusste im ersten Moment nicht, worauf Singh hinauswollte. Erst, als er die Bilder eingehender betrachtete, hatte er das Gefühl, dass irgendetwas daran ungewöhnlich war. Doch so sehr er sich auch anstrengte, er fand beim besten Willen nicht heraus, was genau es war.

»Nein?«, fragte Singh, nachdem einige Zeit verstrichen war.

Tobias Salcher schüttelte den Kopf.

»Dann zählen Sie mal die Bars, Restaurants und Hotels.«

Tobias fiel es wie Schuppen von den Augen. Natürlich, das war es!

Irgendetwas musste der Grund sein, warum sich in diesem verschlafenen Pyrenäendorf abseits aller Touristenhochburgen fast genauso viele gastronomische Betriebe angesiedelt hatten wie im Zentrum seiner

Heimatstadt Innsbruck, die immerhin die Landeshauptstadt von Tirol war.

Je länger er über diesen Grund nachdachte, umso mehr glaubte er sich erinnern zu können, dass er den Namen des Dorfes in irgendeinem Zusammenhang schon einmal gehört hatte.

Allerdings nicht, warum.

Es war Singh, der ihn schließlich nicht länger im Unklaren ließ. Er hockte sich für einen wissenschaftlichen Direktor ungewöhnlich leger einfach neben dem PC auf die Schreibtischplatte, setzte ein wissendes Lächeln auf und begann, Tobias den Sachverhalt in einer Art zu erklären, die trotz seiner Stellung weder oberlehrerhaft noch herablassend klang.

»Damit Sie die Zusammenhänge besser verstehen, muss ich in der Geschichte des Dorfes einige Hundert Jahre zurückgehen, vierhundertvier Jahre, um genau zu sein. Bis dahin war Zugarramurdi ein ganz normales Bauerndorf in den Bergen Nordspaniens. Das Einzige, was es von den anderen Siedlungen im Königreich Navarra unterschied, war der Olabidea, ein unterirdischer Bach, der im Laufe der Jahrhunderte etwa eine halbe Meile vom Ort entfernt einen gewaltigen Tunnel in das Felsgestein gegraben hat. Daraus entstand ein Höhlensystem, das die Jugend im Mittelalter immer öfter als Treffpunkt nutzte, um dort zu feiern, zu tanzen, und anderes mehr zu tun. Einfach, um dem harten Leben dieser Zeit mit seinen starren Regeln für ein paar Stunden entfliehen zu können. Das wiederum war aber der Kirche ein Dorn im Auge.

Die Ausgelassenheit der jungen Leute und ihre Feste passten nicht in das Weltbild der verknöcherten Kuttenträger, das ihrer Meinung nach nur aus Arbeit, Buße und Kirchgang zu bestehen hatte. Nachdem sie das Treiben nicht unterbinden konnte, streute die Kirche gezielt Gerüchte um Hexensabbate, heidnische Riten und Orgien unter dem Vorsitz des Teufels höchstpersönlich. Die Namen, welche die baskische Bevölkerung dabei der Landschaft verliehen hatten, waren natürlich Wasser auf den Mühlen der erzkonservativen Kräfte am Königshof.

Der Bach, der für diese Höhlen verantwortlich ist, trägt noch heute den baskischen Namen *Infernukueureka*, also *Der, der in der Hölle entspringt*, und der breiteste Teil der unterirdischen Höhle wird *Sorgin Leze*, *Hexenhöhle* genannt. Wahr oder unwahr, jedenfalls sorgten die anhaltenden Anschuldigungen dafür, dass der Inquisitor des Königs von Navarra, Juan del Valle-Alvarado, 1610 vierzig Verdächtige aus Zugarramurdi und der Umgebung nach Logroño zu einem Autodafé bringen ließ.«

»Lassen Sie mich raten«, sagte Tobias. »Diese Prozedur hat keiner von ihnen überlebt.«

Singh wiegte den Kopf. »Offensichtlich doch, denn egal, was für Quellen man heranzieht, überall ist nur die Rede davon, dass fünf von ihnen unter der Folter starben und man elf weitere zum Tod auf dem Scheiterhaufen verurteilte. Das Schicksal der anderen blieb bis heute im Dunkeln.«

Tobias nahm den Blick vom PC und musterte den

Inder mit einem seltsamen Blick.

Irgendwie war ihm nicht ganz klar, warum sich Singh die Zeit nahm, ihm das alles so ausführlich zu erklären. Er war sich sicher, dass er das Ganze im Internet innerhalb weniger Minuten auch alleine herausgefunden hätte.

»Warum erzählen Sie mir das alles?«

»Weil ich Ihre Geschichte kenne, von Ihrem Eintritt in die Innsbrucker Polizei bis hin zu der Sache mit dem Medaillon, das Sie angeblich von Ihrer Tante geerbt haben sollen.«

Tobias Salcher war bis zu diesem Moment der Meinung gewesen, dass er sich und seinen Körper jederzeit unter Kontrolle hatte.

Aber dem war nicht so!

Obwohl ihm das Gefühl bekannt war, hatte er doch große Mühe, vor Überraschung nicht laut aufzuschreien, als das Medaillon auf seiner Brust unvermittelt warm zu werden begann.

Unsicher blickte er sich um, aber außer Singh, auf dessen Gesicht ein wissendes Lächeln lag, war niemand in seiner Nähe, schon gar nicht jemand, dessen Ursprung unnatürlich oder geheimnisvoll war.

»Wie ich sehe, reagiert Ihre Kette, wenn Sie über den Namen Zugarramurdi nachdenken«, sagte der Inder, nachdem sich Tobias erschrocken an die Brust gegriffen hatte.

»Woher ...«, sagte Tobias und zog seine Hand so abrupt zurück, als hätte er sich verbrannt.

»Auch wenn ich nur der wissenschaftliche Direktor bin, kenne ich meine Schäfchen doch in- und auswendig. Ich weiß deshalb von Ihrem Medaillon, das reagiert, sobald Sie mit unnatürlichen Dingen konfrontiert werden, und ich weiß um ihr Faible für Andorra, das ebenfalls in den Pyrenäen liegt, wenn auch viel weiter östlich«, unterbrach ihn Singh, dessen Lächeln immer breiter wurde. »Deshalb habe ich auch so darauf gedrängt, dass Sie diesen Fall übernehmen, obwohl Sie eigentlich noch gewisse Schulungen durchlaufen müssten.«

Wenn er es bisher nur geahnt hatte, so waren bei Tobias spätestens nach diesen Worten jegliche Zweifel ausgeräumt, dass hinter der ganzen Sache doch mehr steckte als ein bloßer Hexenprozess. Deshalb überraschten ihn Singhs nachfolgende Ausführungen auch nicht mehr besonders, jedenfalls bis auf den Eingangssatz.

»Ich will es kurz machen, schließlich fliegen Sie noch heute nach Spanien.«

Das ist aber nett, dass ich das auch mal erfahre, dachte Tobias, hütete sich nach einem Blick in das Gesicht des Inders aber davor, das Ganze laut auszusprechen.

»Die Legende, dass diese Menschen alle unschuldig waren und seitdem ein Hexenfluch über dem Ort liegt, erspare ich mir. Das können Sie im Netz auf Dutzenden von Seiten selber nachlesen. Für uns sind andere Dinge interessant. Der Tod von zwei Men-

schen zum Beispiel oder das abnormale Verhalten der Tiere in dieser Region. Um das Ganze besser zu verstehen, sollte ich vielleicht vorausschicken, dass in dem Dorf selber und auch darüber hinaus es in den zurückliegenden zweihundert Jahren zu keinem Tötungsdelikt gekommen ist, sieht man einmal von dem Apotheker ab, der seine Frau erwürgte, weil sie sich mehr für die umliegende Männerwelt als für ihn interessierte. Jetzt aber hat es dort innerhalb von wenigen Tagen gleich zwei Tote gegeben und seltsame Berichte über tote Tiere. In den Bergen wurden mehrfach die Kadaver von weißen Labormäusen und Katzen gefunden, die irgendjemand im wahrsten Sinne des Wortes in Stücke gehackt hat. Allein schon die Anwesenheit von Labormäusen in einer Gegend wie dieser macht mich stutzig. Dazu kommt, dass einer der Toten laut dem Obduktionsbericht aus der Kreishauptstadt von Hunden regelrecht in Fetzen gerissen wurde und ...«

Das Summen seines Handys unterbrach Singhs Redefluss. Der Inder fischte sein Mobiltelefon aus der Hosentasche, hielt es ans Ohr und lauschte den Worten des Gesprächsteilnehmers am anderen Ende der Leitung. Die Nachricht, die er erhielt, schien nicht besonders erfreulich zu sein, wie Tobias an seinem Mienenspiel erkennen konnte. Singh zog die Stirn kraus und presste die Lippen zu einem Strich zusammen. Er nickte noch zwei, dreimal und beendete das Gespräch dann mit wenigen dennoch ziemlich energisch klingenden Worten.

Als er den Blick wieder auf ihn richtete, funkelten

seine dunklen Augen wie zwei glühende Kohlestücke.

»Unser Kontaktmann aus Spanien hat sich soeben gemeldet. Vor knapp einer halben Stunde wurde ein Mann, ein Bauer, der im Dorf wohnt, von seiner Ziegenherde angefallen und schwer verletzt. Die Angelegenheit wird immer mysteriöser.«

»Was ist mit dem anderen Toten?«

»Eigentlich nichts Besonderes, er wurde *nur* erstochen. Seltsam daran ist allerdings, dass gerade dieser Mann die Dorfbevölkerung vor solchen Ereignissen immer wieder gewarnt haben soll.«

»Das ist in der Tat seltsam«, erwiderte der Innsbrucker.

»Sehr seltsam sogar«, bejahte Singh. »Deshalb möchte ich, dass Sie sich darum kümmern. Gerade auch deswegen, weil Ihre mystische Kette schon bei Ihren Gedanken an diesen Ort reagiert hat. Ich müsste mich schon schwer täuschen, wenn das nicht ein neuer Fall für Paraforce ist.«

Allmählich glaubte Tobias, die Zusammenhänge zu verstehen, die Singh dazu veranlasst hatten, ausgerechnet ihn auf diesen Fall anzusetzen.

Er kam die N-121-B von Pamplona herauf und bemühte sich ständig, nicht den Reizen seines Mietwagens zu erliegen, obwohl die Versuchung riesengroß war. Aber er kannte Spanien, und er kannte vor allen Dingen die Verkehrsregeln und die Polizei des Lan-

des. Sie war berühmt dafür, Temposündern gegenüber keine Gnade walten zu lassen, deshalb fragte er sich auch ständig, warum zum Teufel man ausgerechnet ihm, einem Motorsportliebhaber, einen solchen Wagen zugeteilt hatte.

Tobias Salcher musste jetzt noch schlucken, wenn er nur daran dachte, was für einen Wagen ihm Paraforce da zugeschanzt hatte. Der schneeweiße Seat, Modell Leon Cupra, sah auf den ersten Blick zunächst wie ein weiterer dieser Kompaktklasse-Langeweiler aus der Schmiede des deutschen Mutterkonzerns aus: unaufdringlich, bieder, öde.

Nur einem Autonarren wie Tobias oder jemanden, der auch einmal einen zweiten Blick riskierte, fielen die etwas schärfer geschnittene Frontschürze, die beiden ovalen Auspuffrohrenden und die 19-Zoll-Räder auf. Erst danach wurde auch einem Laien so langsam klar, dass die eng geschnittenen Sportsitze und der bis 320 km/h skalierte Tacho nicht aus Versehen installiert waren.

Der Wagen war in dieser Ausführung ein wahres Geschoss.

Der Mann, der ihm die Schlüssel übergeben hatte, munkelte etwas von deutlich über 300 Pferdestärken, mit denen man angeblich von null auf hundert in nicht einmal 5 Sekunden kam. Dazu besaß diese Ausführung Allradantrieb und wurde im Gegensatz zu den gängigen Modellen nicht bei 250 elektronisch abgeriegelt.

Tobias wusste zwar um die Schwierigkeiten, die ihn

bei einer Kontrolle erwarteten, dennoch bereitete es ihm ein geradezu spitzbübisches Vergnügen, zwei Edelkarossenbesitzern einer gewissen schwäbischen Motorenschmiede auf der ausgebauten Nationalstraße die Rücklichter zu zeigen, als diese der Meinung waren, ihn mit der Lichthupe nach rechts drängen zu müssen.

Jetzt allerdings, knapp vier Kilometer von Zugarramurdi entfernt, verkniff er sich solche Späßchen. Hier war die asphaltierte und topfebene Nationalstraße inzwischen in eine steile Kurvenstrecke übergegangen, die dem Allrad angetriebenen Fahrwerk selbst bei Geschwindigkeiten unter fünfzig so ziemlich alles abverlangte.

Dicht hintereinandergelegene Haarnadelkurven und Schlaglöcher, die in immer geringer werdenden Abständen vor ihm auftauchten, sorgten dafür, dass er trotz seiner Freude am Fahren das Erreichen seines Quartiers allmählich herbeisehnte. Außerdem wurde es langsam dunkel und er musste sich immer mehr konzentrieren, um den Wagen schadlos über diese Buckelpiste zu lenken.

Kurz vor einer weiteren Kurve schaltete er einen Gang zurück, ließ das Fahrzeug langsam durch die weitgezogene Kehre rollen und drückte erst wieder aufs Gaspedal, als das letzte Stück der Straße, die kerzengerade auf Zugarramurdi zulief, vor ihm lag.

Tobias schaltete die Scheinwerfer an und versuchte sich aus einer Laune heraus an einem alten Song von Jonny Cash, um sich wachzuhalten. Allmählich mach-

te es sich bemerkbar, dass schon mehr als vierundzwanzig Stunden vergangen waren, seitdem er das letzte Mal in einem Bett gelegen hatte.

Es blieb jedoch bei dem Versuch zu singen. Bereits nach der ersten Strophe wurde ihm bewusst, warum er, im Gegensatz zu allen anderen Mitgliedern seiner Verwandtschaft, kein Mitglied im Kirchenchor war. Der schrille Misston, mit dem er seine Gesangsversuche beendete, schmerzte sogar ihm in den Ohren. Mit einem Achselzucken streckte er die Rechte aus und tastete nach dem Radio. Dabei nahm er für einen kurzen Moment den Blick von der holprigen Piste.

Genau in diesem Augenblick stand der Hund plötzlich vor ihm auf der Fahrbahn.

Das grelle Licht der Autoscheinwerfer schien das gleichsam große wie robuste Tier zu blenden. Anders konnte es sich Tobias nicht erklären, warum das Tier direkt auf ihn zukam.

Aufgeschreckt versuchte er zu bremsen.

Er schaffte es nicht, die Entfernung zwischen ihm und dem Hund war dazu inzwischen viel zu gering.

Der Sportwagen jagte wie ein gigantisches Geschoss auf das Tier zu.

Mit einem Fluch verriss Tobias das Lenkrad und steuerte den Wagen auf eine Baumgruppe am Straßenrand zu. Glas splitterte und Autoblech knirschte, als der wuchtige Stamm einer Jahrzehnte alten Buche seiner Fahrt ein jähes Ende bereitete.

Ein berstender Schlag löschte den linken Scheinwerfer.

Gleichzeitig entfaltete sich im Innern des Fahrzeugs der Airbag mit einem lauten Knall. Tobias prallte mit dem Oberkörper so heftig gegen den Luftsack, dass ihm die Wucht schier den Atem nahm. Für die Dauer eines Atemzuges hing er wie benommen über dem Lenkrad, dann hob er vorsichtig den Kopf.

Obwohl es hier und da ein paar Stellen an seinem Körper gab, die pochten und schmerzten, hatte er trotzdem das Gefühl, nicht wirklich verletzt zu sein.

Mit einem lästerlichen Fluch kletterte er aus dem Wagen. Von dem Hund war nichts mehr zu sehen, obwohl er sich sicher war, dass er ihn mit dem Kühler erwischt hatte. *Gott sei Dank ist nicht mehr passiert*, dachte Tobias erleichtert, nachdem er um den Wagen herumgelaufen war, um sich den Schaden zu betrachten. Seine Fahrkünste und die exzellenten Sportbremsen des Wagens hatten Schlimmeres verhindert.

Der linke Scheinwerfer war zersplittert und die Stoßstange hatte etwas abbekommen. Das Blech des Kotflügels war zwar eingedrückt und auch der Kühlergrill wies etliche Dellen auf, aber es handelte sich seiner Meinung nach um nichts, was man nicht mit etwas Spachtelmasse, einer neuen Lackierung und ein oder zwei Ersatzteilen wieder reparieren konnte.

Nachdem er den Kotflügel soweit herausgebogen hatte, dass er nicht mehr gegen den Reifen drückte, war der Wagen, wenn auch eingeschränkt wieder fahrbereit. Das Einzige, was noch störend wirkte, waren die beiden Airbags, die jetzt wie riesige, weiße Ballons, denen man die Luft abgelassen hatte, im In-

nenraum des Wagens herumflatterten. Aber damit konnte Tobias leben.

Ohne Probleme steuerte der Innsbrucker den Wagen ins Dorf und dort auf den Parkplatz der Calle Casa Sueldeguia.

Als er die Augen aufschlug, war es draußen noch stockdunkel. Irritiert blickte sich Tobias in seinem Zimmer um. Lautes Stimmengewirr hatte ihn geweckt.

»Was zum Teufel wird das denn, wenn es fertig ist?«, brummte er ungehalten und schlug die Bettdecke zurück. Der Stand des Mondes, dessen Licht einen silbernen Fleck auf den Fußboden seines Zimmers zauberte, zeigte ihm an, dass Mitternacht noch nicht allzu lange vorüber sein konnte.

Die Casa, in der er übernachtete, war weit davon entfernt, als Zentrum touristischer Aktivitäten zu gelten, also was um alles in der Welt hatte dieser Lärm zu der späten Stunde zu bedeuten?

Tobias war der Letzte, der gegen irgendwelche spontane Partys etwas einzuwenden hatte, aber nicht heute. Die stundenlange Fahrt in der baskischen Sommerhitze, die nervtötende Auseinandersetzung mit dem Sachbearbeiter der Autovermietung und das langwierige Palaver mit dem Dorfpolizisten, dessen Wortschatz sich hauptsächlich auf *no hay problema* zu beschränken schien, hatten ihn nach dem Abendessen

wie tot ins Bett fallen lassen.

Angesichts dessen, was morgen alles auf ihn zukam, hätte er sich den Anforderungen des neuen Tages gerne ausgeschlafen entgegengestellt. Aber davon war er im Moment weiter entfernt als vom Mond.

Die Unterhaltung wurde immer lauter.

Tobias erhob sich schlaftrunken und trat an die Kommode neben dem Bett, auf der ein Tonkrug und eine große Porzellanschüssel standen. Er füllte Wasser aus dem Krug in die Schüssel und tauchte sein Gesicht ein paar Mal hinein. Nachdem er sich auf diese Weise den gröbsten Schlaf aus den Augen gewaschen hatte, öffnete er seine Zimmertür.

Draußen auf dem Gang waren die Stimmen besonders laut zu hören.

Der Innsbrucker lief den Gang entlang, bis er die Treppe erreichte, die hinunter in die Empfangshalle führte. Dort blieb er auf der ersten Stufe stehen und lauschte.

Die Stimme des Mannes, der ihm bei seiner Ankunft im Hotel am Tresen den Zimmerschlüssel übergeben hatte, war deutlich zu hören. Wie Tobias der Unterhaltung entnehmen konnte, war irgendetwas geschehen, das Fernandez Tolosa, den Besitzer der kleinen Casa in helle Aufregung versetzt hatte. Auch das Organ des Dorfpolizisten war laut und deutlich zu vernehmen. Das große Wort bei dieser Unterhaltung aber führte jemand, den der Paraforce-Agent nicht zuordnen konnte.

Ein Umstand, an den Tobias aber keinen weiteren

Gedanken verschwendete.

Zugarramurdi beherbergte derzeit etwas über zweitausend Seelen, es war also unmöglich, dass er innerhalb der kurzen Zeit, in der er sich im Dorf aufhielt, alle Bewohner anhand ihrer Stimme erkennen konnte.

Vorsichtig beugte er sich deshalb nach vorne und spähte zwischen den verschnörkelten Holzbalken des Treppengeländers hindurch, um einen Blick auf die drei Männer, die sich lautstark in der Hotelhalle unterhielten, zu erhaschen.

»Was will der Aleman hier?«

»Er ist kein Deutscher«, behauptete der Hotelbesitzer. »Die Firma, die das Zimmer gebucht hat, kommt aus Amerika.«

»Du bist vielleicht ein Idiot, Fernandez«, hörte Tobias den Fremden sagen. Die schrille Stimme des Mannes klang, als ob sie gewohnt war zu befehlen. »Nur weil der Fremde bei einer amerikanischen Firma arbeitet, muss er noch lange kein Amerikaner sein. Ich sage dir, das ist ein Aleman oder jemand, der aus einem dieser Länder kommt, in denen man Deutsch spricht.«

»Woher willst du das wissen, Damian? Du kennst doch den Mann überhaupt nicht.«

Als Antwort begann der andere abfällig zu lachen. »Im Gegensatz zu dir habe ich etwas von der Welt gesehen. Ich war schon fast überall in Europa, deshalb weiß ich, was ich sage. Außerdem habe ich den Mann reden gehört, als er sich an der Tankstelle mit Pedro unterhalten hat.«

»Hör auf mit ihm zu streiten, Damian«, mischte sich der Polizist in die Auseinandersetzung ein. »Sag mir lieber, was wir mit dem Kerl machen sollen.«

»Ganz einfach, er muss verschwinden.«

»Bist du verrückt?«, keuchte der Polizist. »Das ist kein einfacher Tourist wie der alte Engländer, nachdem kein Hahn mehr kräht. Hinter dem steht eine große Firma, die ihm einen Wagen zur Verfügung gestellt und hier ein Zimmer reserviert hat. Ich würde mich nicht wundern, wenn der Kerl am Ende sogar ein Schnüffler ist. Vielleicht interessiert sich tatsächlich jemand für diesen trottelligen Engländer, vielleicht geht es um sein Erbe.«

»Wie kommst du darauf?«, wollte Fernandez, der Hotelbesitzer wissen. Seine Stimme klang inzwischen geradezu hysterisch.

»Er hat Fragen gestellt wie ein Versicherungsschnüffler oder ein Bulle. Ich habe das sofort gemerkt, schließlich bin ich selber Polizist.«

»Dann muss er erst recht verschwinden«, zischte der Mann, den sie Damian nannten. »Bald jährt sich der Tag, an dem man unsere Vorfahren verflucht hat. Wollt ihr die Seelen eurer Ahnen noch ein weiteres Jahr in der Verdammnis warten lassen, bis sie endlich erlöst werden?«

»Du hast recht«, hörte Tobias nach einer Weile den Hotelier sagen. »Es wird Zeit, dass wir sie endlich erlösen.«

»Richtig«, sagte Damian wieder. »Und jetzt hör genau zu, Fernandez. Schließlich wohnt der Fremde ja

bei dir.« Seine Stimme war dabei in einen verschwörerischen Flüsterton übergegangen.

Tobias spitzte die Ohren und stieg eine Stufe herab, um besser hören zu können, was gesprochen wurde. Instinktiv spürte er, dass da eine Gefahr auf ihn zukam, von der er bisher noch nichts wusste. Vorsichtig setzte er seinen Fuß auf die nächste Treppenstufe.

Im selben Moment wurde hinter ihm in einem der anderen Zimmer irgendein Möbelstück umgestoßen. Der Krach übertönte alles.

Die Männer unten in der Hotelhalle stoben auseinander, als wäre in ihrer Mitte eine Bombe explodiert. Damian rannte sofort zur Treppe. Aber noch bevor er die erste Stufe erreichte, hatte sich Tobias bereits umgedreht und war wieder in seiner Kammer verschwunden. Der Innsbrucker hatte kaum die Tür hinter sich ins Schloss gezogen, als schräg gegenüber aus einem anderen Zimmer ein angetrunkener Mann auf den Flur torkelte und lallend nach einer neuen Flasche Wein verlangte.

Tobias Salcher verließ sein Zimmer, kurz, nachdem sich das Geschehen wieder beruhigt hatte.

Damian und der Polizist hatten das Hotel verlassen und Fernandez war hinter der Tür neben den Tresen mit der Aufschrift *Privat* verschwunden. Bis auf das laute Schnarchen, das aus dem Zimmer des Betrunknen drang, war es totenstill im Haus.

Tobias huschte auf Zehenspitzen vorsichtig die Treppe hinunter, da der Eingangsbereich bis auf die Notbeleuchtung im Dunkeln lag. Er hatte nicht die geringste Lust, gegen irgendein Möbelstück oder eine Vase zu stoßen und alle wieder aufzuwecken.

Kurze Zeit später, es war noch weit vor Sonnenaufgang, verließ der das Hotel und machte es sich in seinem lädierten Wagen bequem, der immer noch auf dem abseits gelegenen Parkplatz stand. Irgendwie fühlte er sich hier nach der Unterhaltung, die er belauscht hatte, bedeutend sicherer als in seinem Quartier.

Inzwischen war es kurz nach vier. Das kleine Bergdorf wirkte wie ausgestorben, keine Menschenseele war auf den Straßen. Sogar von den obligatorischen Dorfkötern oder den herumstreunenden Katzen war nichts zu sehen. Tobias schaltete sein Handy, mit dem er die letzten Informationen aus dem Netz aufgefangen hatte, aus und machte es sich auf dem Rücksitz des Wagens bequem. Die dunkle Folie, die im rückwärtigen Teil innen an den Scheiben angebracht war, verhinderte nicht nur, dass die Hitze ihren Weg ins Innere des Seats fand, sondern schützte auch vor allzu neugierigen Blicken in den Wagen selber.

Tobias verschränkte die Arme hinter dem Kopf, schloss die Augen und versuchte noch ein, zwei Stunden zu schlafen. Er hatte die Rechnung allerdings ohne seinen gestressten Körper gemacht.

Als er das nächste Mal die Augen wieder öffnete, zeigten ihm die gelben Zahlen der Digitaluhr im

Cockpit des Wagens an, dass es bereits kurz vor neun Uhr war.

Mit einem Fluch fuhr der hochgewachsene Paraforce-Agent von seinem Nachtquartier hoch und stieß sich prompt den Kopf am Autodach.

Ein weiterer Fluch folgte, als er steifbeinig aus dem Wagen kletterte und bemerkte, dass um diese Uhrzeit bereits das ganze Dorf auf den Beinen war. Ein Umstand, den er am ersten Morgen nach seiner Ankunft in Zugarramurdi hatte vermeiden wollen. Er hätte es viel lieber gesehen, wenn er eines der Opfer dieser seltsamen Ereignisse unbemerkt hätte aufsuchen können. So aber spürte er deutlich die neugierigen Blicke der Dorfbewohner in seinem Rücken, als er sich auf den Weg zu Miguel Jorge machte.

Die Gebäude des Bauernhofes befanden sich etwa zweihundert Meter vom nördlichsten Rand des Dorfes entfernt, so jedenfalls hatte es ihm der Dorfpolizist erklärt.

Dort drängten sich Wohnhaus, Stall und Scheune wie schuttsuchende Tiere auf einer Hügelkuppe zusammen. Obwohl das Anwesen ziemlich trist und einfach wirkte, war es blitzsauber. Die Schindeln im Dach waren erst vor Kurzem erneuert, der Eingangsbereich frisch gestrichen und der Hof gefegt.

Tobias blieb neben dem Ziehbrunnen stehen und blickte sich um, die Sonne stand inzwischen schon hoch im Osten. Aber außer dem Meckern und Klagen einiger Ziegen war nichts zu sehen oder zu hören.

»Hallo, ist da jemand?« Er bediente sich bewusst der

englischen Sprache. Tobias Salcher war Realist genug, um zu wissen, dass er in dieser abgelegenen Gegend mit seinen beschränkten Spanischkenntnissen oder gar mit seiner Heimatsprache nicht weit kommen würde.

Trotzdem erfolgte auf seine Frage keinerlei Reaktion.

Der Österreicher zuckte mit den Schultern, ging weiter und wiederholte seine Frage.

Statt einer Antwort hörte er hinter der primitiven Scheune ein seltsames Geräusch.

Tobias drehte sich um. Seine Muskeln spannten sich.

Aus dem Schlagschatten der Scheune trat eine Frau. Sie hielt ein Jagdgewehr in den Händen.

Die kreisrunde Mündung der Waffe zeigte genau auf seine Brust.

Die Frau war das, was man gemeinhin unter einer feurigen Spanierin verstand. Jung, braun gebrannt, mit langen schwarzen Haaren und einer Figur, die sogar einen strenggläubigen katholischen Ordensbruder ins Schwitzen brachte.

Sie trug ein helles Leinenkleid, das ihre Formen trotz aller Schlichtheit deutlich zur Geltung brachte. Ihr ebenmäßig geschnittenes Gesicht wurde von einer Flut nachtschwarzer Haare umrahmt, von dem ihr eine Strähne frech in die Stirn hing.

Sie blickte ihn aus starren, kalt schimmernden Au-

gen an.

Als Tobias einen Schritt auf sie zu machte, hob sie die Flinte an und krümmte den Zeigefinger um den Abzug.

»Der Letzte, der dachte, ich würde nicht abdrücken, liegt jetzt noch in Pamplona im Krankenhaus. Ich hoffe deshalb für Sie, dass Sie einen verdammt guten Grund haben, hier aufzutauchen. Ansonsten Sorge ich dafür, dass Sie sich neben Ihren Vorgänger legen können, kapiert?« Ihr Englisch war fast ohne Akzent.

Tobias schluckte. Seine Stimme klang gepresst, als er antwortete.

»Wo ist Miguel, der Besitzer dieses Hofes?«

»Warum wollen Sie das wissen?«

»Weil ich ihm gerne ein paar Fragen stellen würde.«

Die junge Frau lachte abfällig. »Das wollten die anderen auch, aber dazu ist es jetzt zu spät.«

»Was für andere?«

»Die Leute aus dem Dorf, Presse, irgendwelche Anwälte, was weiß ich. Wieso interessiert Sie das?«

»Weil die Behörde, die ich vertrete, sich gerne mit ihm über seinen Unfall unterhalten hätte.«

»Kommen Sie von der Versicherung?«

»Sehe ich so aus?«, antwortete Tobias mit einer Gegenfrage.

Die Frau verzog ihr verkniffenes Gesicht zu etwas, das wohl den Anflug eines Lächelns darstellen sollte, und senkte das Gewehr. Nach einer weiteren kurzen Musterung schüttelte sie schließlich den Kopf.

»Ich heiße Nahia Jorge«, sagte sie plötzlich. »Ich bin

Miguels Schwester.«

»Mein Name ist Tobias Salcher«, sagte der Innsbrucker und blickte sich kurz um. »Können wir uns hier irgendwo ungestört unterhalten?«

Nahia deutete mit vorgerücktem Kinn auf das Wohnhaus. »Drinne im Haus, aber warum? Was spricht dagegen, hier draußen miteinander zu reden?«

»Die Leute im Dorf sind mir entschieden zu neugierig«, entgegnete Tobias und deutete kurz auf eine Gruppe von Männern und Frauen, die mitten auf der Hauptstraße standen und immer wieder zu ihnen herüberstarrten.

Nahia lachte. »Die waren schon immer so, vor allem Fremden gegenüber.«

Ohne sich weiter darum zu kümmern, ob ihr Tobias folgte oder nicht, nahm sie das Gewehr in die Armbeuge und ging auf die Haustür zu.

Der Österreicher folgte ihr mit einem Kopfschütteln.

Drinne im Haus hängte die junge Frau die Waffe mit dem Gewehrriemen an die Flurgarderobe und bat den Österreicher mit einer knappen Handbewegung, die Tür zu schließen. Gemeinsam gingen sie ins Wohnzimmer.

Der Raum war nicht sehr groß und viereckig wie eine CD-Hülle.

Auf einem abgetretenen Teppich, dessen ehemals kräftige Farben schon deutlich verblasst waren, standen inmitten schwerer Holzstuhl ein wuchtiger Tisch und ein altes Plüschsofa. An den Wänden hingen ein paar vergilbte Familienporträts und neben dem offe-

nen Kamin stand eine wurmstichige Kommode, auf der zwei Zinnteller und ein Teeservice aus zerbrechlich wirkendem Porzellan platziert waren. Die Vorhänge an den Fenstern waren ebenso verblichen wie der Teppich. Alles wirkte irgendwie ärmlich, dennoch herrschten auch hier, wie auf dem gesamten Anwesen, Sauberkeit und Ordnung.

Nahia bot dem Paraforce-Agenten einen Platz neben ihr auf dem Sofa an.

»Also los, fragen Sie«, sagte die Spanierin, kaum das sich Tobias neben sie gesetzt hatte.

Der Paraforce-Agent versuchte es zunächst einmal mit allgemein gehaltenen Fragen über das Dorf. Er wollte nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen und es sich mit der jungen Frau verscherzen. Dass diese ziemlich energisch sein konnte, hatte ihm die Art, wie sie das Jagdgewehr handhabte, deutlich aufgezeigt.

»Sie sind wirklich ein seltsamer Mensch«, meinte Nahia am Ende.

»Wie meinen Sie das?«

»Sie sind weder Polizist, noch Anwalt noch irgendjemand von der Presse. Außerdem kommen Sie nicht aus der Gegend hier. Sie sind kein Spanier.« Die Frau legte den Kopf schief. »Lassen Sie mich raten: Deutscher oder Österreicher?«

»Woher wissen Sie das?«

Nahia verzog ihren Mund. »Mein Lieblingsonkel ist vor Jahren der Arbeit wegen nach Deutschland gezogen. Hier kommt ja kaum noch jemand auf einen grünen Zweig. Er lebt jetzt in der Nähe von München

und ich besuche ihn, so oft es mir möglich ist, finanziell, wenn Sie wissen, was ich meine.«

Tobias hob den Kopf und erwiderte den Blick der Spanierin.

»Dann sprechen Sie also außer Spanisch und Englisch auch noch Deutsch. Das macht es für mich um einiges leichter. Mein Spanisch reicht nämlich gerade aus, um guten Tag zu sagen oder mir ein Bier zu bestellen.«

Für einige Sekunden erfüllte Nahias glockenhelles Lachen den Raum.

»Glauben Sie, meine Deutschkenntnisse sind besser? Ich denke, wir bleiben beim Englisch.«

Tobias wollte gerade zustimmend nicken, als die junge Frau sofort wieder ernst wurde. Der Blick ihrer dunklen Augen heftete sich förmlich auf den Österreicher.

»Jetzt aber ehrlich, wer sind Sie wirklich?« Ihre Stimme klang dabei ungewöhnlich ernst.

»Jemand, der für eine Behörde arbeitet, die sich für das interessiert, was hier in letzter Zeit passiert ist.«

»Sie meinen bestimmt die beiden Toten.«

»Auch. Was wissen Sie darüber?«

»Nur das, was sich die Leute so erzählen und was man in der Zeitung liest.«

»Und was sagen Sie dazu, dass hier plötzlich sämtliche Tiere verrückt spielen?«

Nahia beugte sich unvermittelt vor und brachte ihr Gesicht so nahe an das von Tobias, dass sich ihre Nasenspitzen fast berührten.

»Nichts, und wenn Sie mir nicht endlich sagen, für wen Sie wirklich arbeiten, überhaupt nichts mehr.«

Tobias musste nicht lange überlegen. Er wusste nicht, ob es an ihrer Art lag sich zu geben, dem offenen Gesicht oder ihren dunklen Augen, in denen er nicht die geringste Spur von Falschheit erkennen konnte, irgendwie hatte er das Gefühl, dass er dieser Frau vollkommen vertrauen konnte.

Ohne wirklich etwas über Paraforce preiszugeben, versuchte er Nahia seine Arbeit in etwa zu erklären, wobei er immer wieder auf eine imaginäre UN-Behörde verwies.

»Sozusagen eine Art Ghostbuster«, befand Nahia nach dem Abschluss seiner Ausführungen.

»So ähnlich«, erwiderte Tobias ausweichend. »Also noch einmal, was ist Ihre Meinung zu dem Fluch von Zugarramurdi?«

»Kinderkram!«, sagte Nahia spontan. »Das Ganze ist ein Ereignis aus dem Mittelalter, das inzwischen derart werbewirksam vermarktet wird, dass unser Dorf mittlerweile in der ganzen Welt bekannt ist. Aber ich will mich nicht beklagen, schließlich lebe ich davon, den Touristen, die hier jedes Jahr in Scharen einfallen, mein Kunsthandwerk zu verkaufen. Das Einzige, was mir dabei in letzter Zeit sauer aufstößt, ist dieser seltsame Fremde.«

Tobias wurde sofort hellhörig. »Wen meinen Sie damit?«

»Damian Atanasio. Er wohnt seit etwa drei Monaten im Dorf. Der Kerl scheint sich hier in der Gegend gut

auszukennen, obwohl ich ihn vorher noch nie hier gesehen habe.«

Dass er ihr seit seiner Ankunft nachstellte, verschwieg sie. Warum, wusste Nahia in diesem Moment selber nicht.

»Es würde meine Arbeit um einiges erleichtern, wenn mich jemand hier herumführen könnte. Die Gegend zu kennen, in der man seine Nachforschungen anstellt, kann manchmal ein großer Vorteil sein. Was halten Sie davon, wenn Sie für mich den Fremdenführer spielen?«

Die Spanierin wiegte den Kopf. »Eigentlich ist es nicht meine Art, mich mit einem Fremden einzulassen, schon gar nicht nach der kurzen Zeit, in der wir uns kennen. Aber bei Ihnen würde ich eine Ausnahme machen, irgendwie sind Sie anders.«

Als Tobias geschmeichelt zu lächeln begann, wurde das Gesicht der Spanierin sofort wieder ernst.

»Das heißt aber noch lange nicht, dass sie sich darauf etwas einbilden können, also lassen Sie das Grinsen.«

Die Abendluft war mild und würzig. Seite an Seite spazierte Tobias mit der Schwester von Miguel Jorge auf den Höhlenkomplex von Zugarramurdi zu, der das kleine Bergdorf weit über die Grenzen Spaniens hinaus berühmt gemacht hatte.

Die Dorfstraße, auf der sie gingen, war für eine Sied-

lung in den Pyrenäen ungewöhnlich gut ausgebaut und frisch asphaltiert. Ein Umstand, der, wie Tobias vermutete, den vielen Touristen geschuldet war.

Allmählich begann er seinen ersten Auftrag zu genießen.

Paraforce hatte ihn in eine Gegend beordert, deren Landschaft ihn schon seit Jahren faszinierte und es ihm nebenbei ermöglicht, sich mit einer Frau zu unterhalten, die er immer sympathischer fand, obwohl er sie erst seit wenigen Stunden kannte. Wobei das Schöne daran war, dass die Sympathie augenscheinlich auf Gegenseitigkeit beruhte.

Er war erstaunt, wie viele Gemeinsamkeiten es zwischen ihnen gab.

Je länger der Weg zu den Höhlen andauerte, umso mehr begann Tobias die Spanierin heimlich zu mustern. Zunächst unbewusst, bis er sich bei dem Gedanken ertappte, Vergleiche zwischen Nahia und Andrea, seiner Freundin, die auf so schreckliche Weise sterben musste, anzustellen. Es überraschte ihn komischerweise nicht besonders, als er dabei feststellte, dass sich die beiden ziemlich ähnlich waren.

»Woran denkst du gerade?«, fragte Nahia unvermittelt.

Die beiden waren nach ihrer Unterhaltung, die sich bis in den späten Nachmittag hinein erstreckt hatte, inzwischen zum Du übergegangen.

»Wie bitte, äh, ach nichts Besonderes. Warum fragst du?«

»Ach nichts«, erwiderte Nahia, drehte sich etwas

brüsk zur Seite und redete den Rest des Weges mit ihm nur noch das Notwendigste.

Unwillkürlich musste Tobias grinsen. Von wegen nichts ... Es war der Spanierin deutlich anzusehen, dass sie etwas verschnupft über die Tatsache war, dass er ihre Frage nicht genauer beantwortet hatte. Sollte Nahia vielleicht ...

Tobias verwarf den Gedanken so schnell, wie er gekommen war. Trotzdem nahm er sich vor, sie in Zukunft etwas genauer zu beobachten.

Geraume Zeit später schälten sich vor ihnen die Umrisse einer Treppe aus der Dämmerung, die direkt auf die Höhlen zuführte.

Tobias war gespannt auf das, was ihm Nahia zeigen wollte. Er wollte sie gerade etwas fragen, als die junge Spanierin plötzlich stehen blieb.

»Hast du das gehört? Da war doch was«, sagte sie unvermittelt.

Angestrengt versuchte sie mit ihren Blicken die Dämmerung zu durchdringen, die sich unmerklich über das Land gelegt hatte.

Tobias hatte es auch gehört. Das Geräusch kam von den Höhlen. Es hörte sich an, als ob jemand dort den Boden umgraben würde.

Das ungleiche Paar lauschte.

Der Paraforce-Agent ging zwei, drei Schritte weiter vor, bis er die erste Stufe der Treppe erreicht hatte. Oberhalb davon, zwischen mächtigen Bäumen und undurchdringlich scheinenden Büschen und Sträuchern war der Zugang zu dem Höhlenlabyrinth vage

erkennbar.

Von dort kamen auch die Geräusche.

Deutlich war zu hören, wie jemand Erde auf die Seite schaufelte. Tobias war sogar der Meinung, jemanden keuchen zu hören.

»Gibt es hier in der Gegend Schatzgräber?«, fragte er, als Nahia an seine Seite kam.

Die hübsche Spanierin schüttelte den Kopf. »Das glaube ich kaum. Außerdem ist es verboten, sich nach Einbruch der Dunkelheit in dem Höhlensystem aufzuhalten. Erst letztes Jahr hat sich wieder einer der Touristen fast das Genick gebrochen.«

»Dann sollte ich vielleicht einmal nachsehen, was dort vor sich geht.«

»Sei vorsichtig«, mahnte Nahia noch. Aber da hatte Tobias die erste Treppe bereits erreicht und sie verlor ihn aus den Augen.

Vorsichtig setzte der Österreicher einen Fuß vor den anderen.

Der Zugang zu den Höhlen verlangte schon bei Tageslicht die volle Konzentration der Besucher. Die Treppeneinfassungen bestanden aus wuchtigen Baumstämmen und der Zwischenraum bis zur nächsten Stufe war mit Steinen und festgestampftem Waldboden ausgefüllt. Die Abstände zwischen den einzelnen Treppen fielen dabei so unterschiedlich aus, dass ein normales Gehen gar nicht möglich war. Tobias versuchte trotz des anstrengenden Aufstiegs flach zu atmen, um die Person, die vor ihm in den Höhlen im Boden herumwühlte, nicht vorzeitig zu warnen.

So leise wie möglich pirschte er sich an den Höhleneingang an, dessen Schwärze nur durch das trübe Licht der Dämmerung durchbrochen wurde. Er duckte sich und tastete sich im Halbdunkel in die Höhle hinein. Kurz darauf gewahrte er einen umherhuschenden Schemen, dessen Umrisse ihm irgendwie bekannt vorkamen.

Inzwischen hatte das Graben aufgehört und auch sonst waren jegliche Geräusche verstummt.

Tobias hielt den Atem an. Seine Augen weiteten sich jäh.

Die Gestalt, die niemand anders war als jener Mann, den der Dorfpolizist Damian genannt hatte, erhob sich direkt vor ihm. Er reckte seine Rechte zur Höhlendecke und kicherte wie jemand, der nicht mehr alle Sinne beisammenhatte.

Tobias merkte, wie sich sein Magen langsam zusammenzog, als er erkannte, was der Mann in der Hand hielt.

Damians Finger umschlossen einen menschlichen Totenschädel. Der gelbweiße Knochen leuchtete gespenstisch im Dunkeln des Höhleneingangs.

»Was machen Sie da?«

Damian warf den Kopf zur Seite.

Für einen Moment wusste Tobias nicht, was unheimlicher anzusehen war: Damians verzerrtes Antlitz oder der knöcherne Schädel. Aber bevor er reagieren konnte, warf der andere den Schädel weg und rannte davon. Der hagere Körper des Mannes flog förmlich durch die Höhle, seine dünnen Beine schie-

nen den Boden gar nicht zu berühren. Obwohl Tobias so schnell rannte, wie er konnte, war Damian innerhalb eines Wimpernschlages wie vom Erdboden verschwunden.

Als ihm klar wurde, dass seine Chancen, den hageren Mann hier in der weitverzweigten Höhlenwelt einzuholen, bei null lagen, hielt Tobias an und wandte sich schließlich wieder um.

Er wurde sehr nachdenklich, als er sich auf den Rückweg zu Nahia machte. Bereits nach wenigen Schritten hatte er das Gefühl, dass auch diese Nacht nur von kurzer Dauer sein würde.

In seinem Kopf wirbelten tausend Gedanken durcheinander.

Der Sitz der Ortspolizei von Zugarramurdi befand sich im Erdgeschoss eines Hauses in der Dorfmitte. Der Raum hatte die Form eines alten Eisenbahnwagons, langgezogen, rechteckig und ziemlich niedrig.

Der vordere Teil bestand aus einer Art Warteraum mit einer schmalen Holzbank und einem Tischchen, auf dem unzählige bunt bedruckte Prospekte lagen. An der Wand hingen mehrere Fahndungsplakate in baskischer Sprache. Den Abschluss bildete eine Art Tresen mit einer Klingel, wie sie Tobias vom Empfang in den Hotels her kannte. Daneben lag ein Kugelschreiber, der an einer dünnen Gliederkette befestigt war, die ihren Ursprung hinter dem Tresen hatte.

Dahinter befand sich dann das eigentliche Büro. Ein schmaler Streifen im Raum, dessen Einrichtung aus zwei hölzernen Lehnstühlen, einem Schreibtisch und einem verbeulten Aktenschrank aus Blech bestand. Die Schreibtischplatte war mit Telefon, PC und einem Wust von Formularen regelrecht überladen. Dass die meisten dieser amtlichen Papiere mit Eselsohren versehen waren und Kaffeeflecke aufwiesen, wunderte Tobias nicht, nachdem er einen Blick auf den Dorfpolizisten geworfen hatte, der hinter dem Tisch in einem Stuhl saß und schlief.

Im Gegensatz zu den drahtigen Beamten der Guardia Civil war dieser Mann untersetzt und ziemlich füllig. Mit seinem Umfang erweckte er den Eindruck, er interessiere sich eher für Essen und Trinken als für kriminalistische Arbeit.

Die drei Arrestzellen im Hintergrund des Raumes, die mit einem einfachen Perlenschnurvorhang vom Rest des Büros abgetrennt waren und damit das Mobiliar vervollständigten, nahm Tobias nur aus den Augenwinkeln wahr. Die Luft war abgestanden und roch nach verbranntem Essen, Schweiß und ungewaschenen Socken. Tobias hatte weder die Zeit noch Lust in diesem Umfeld abzuwarten, bis der Beamte ausgeschlafen hatte.

Mit voller Wucht hämmerte er seine Rechte auf die Klingel am Tresen.

Die Reaktion des Polizisten entschädigte ihn wenigstens zum Teil für den Anblick des Saustalls, den er hier vorfand. Mit einem Geräusch, das den Inns-

brucker an das Grunzen eines Schweins erinnerte, brach das Schnarchen abrupt ab.

Der Polizist schoss wie von der Tarantel gebissen aus seinem Stuhl hoch, verhedderte sich dabei unter dem Tisch irgendwie mit seinen Beinen und krachte mit dem Oberkörper derart vornüber auf die Schreibtischplatte, dass ein Großteil der Aktenblätter wie aufgeschreckte Hühner davonflatterten.

»Na, ausgeschlafen?«

Durch die Vielzahl der Touristen im Ort schien der Polizist genug englische Wörter zu verstehen, um zu wissen, was Tobias ihn gefragt hatte. Sein Kopf jedenfalls nahm die Farbe einer vollreifen Tomate an, als er sich jäh aufrichtete und seine Uniformbluse zuknöpfte. Dabei erging er sich in platten Ausreden.

»Perdona, normalerweise schlafe ich nicht während der Dienstzeit, aber die Ereignisse der letzten Wochen halten mich Tag und Nacht auf den Beinen.«

»Verstehe«, sagte der Innsbrucker spöttisch.

Ohne auf den ironischen Unterton in seiner Antwort einzugehen, plapperte der Polizist munter weiter. »Ich weiß langsam nicht mehr, wie ich die ganze Arbeit bewältigen soll. Sie müssen wissen, dass ich alleine auf dieser Dienststelle bin, meine Gesuche in der Hauptstadt nach einer zweiten Kraft werden schon seit Jahren ignoriert. Die denken wahrscheinlich, der alte Juan wird das Ding schon schaukeln. Aber so geht es nicht weiter, ich werde schließlich nicht ...«

»Was wissen Sie über Damian Atanasio?«, unterbrach Tobias den Redeschwall des Polizisten.

»Dami... wer?«, fragte Juan scheinbar unwissend.
»Wer soll das sein?«

Ein erster Anflug von Ärger begann das Gesicht des Paraforce-Agenten zu überziehen.

»Tun Sie doch nicht so scheinheilig, Sie wissen genau, wen ich meine. Der Mann ist vor einem Vierteljahr hierher nach Zugarramurdi gezogen.«

Dass er Juan und den geheimnisvollen Damian am Abend zuvor bei einer interessanten Unterredung belauscht hatte, behielt er noch für sich. Diese Tatsache konnte sich bei seinen Ermittlungen eventuell noch als Joker entpuppen.

Die Gestalt des Polizisten straffte sich jäh und in seinen dunklen Augen begann es zu funkeln, als er um den Schreibtisch herumkam und sich hinter der Absperrung vor Tobias aufbaute.

Sein feistes, olivbraunes Gesicht wies jetzt in den Mundwinkeln ein paar scharfe Falten auf.

»Das geht Sie überhaupt nichts an! Ich habe Ihnen doch schon bei unserer ersten Unterhaltung gesagt, dass ich Ihre Art Fragen zu stellen nicht besonders mag. Wer sind Sie eigentlich? Ein Polizist? Dann weisen Sie sich gefälligst aus, bevor Sie solche Auskünfte wünschen. Sind Sie aber von der Presse oder irgendein Winkeladvokat, die hier neuerdings überall herumspringen, dann wenden Sie sich bitte an das zuständige Büro in der Hauptstadt. Ansonsten gebe ich Ihnen den Rat, vorsichtig zu sein, es könnte sonst sein, dass ich Sie wegen Behinderung polizeilicher Ermittlungen einsperre, bis Sie schwarz werden.«

Anstatt ihm zu antworten, zog Tobias ein kleines Lederetui aus der Gesäßtasche, klappte es auf und hielt es dem Beamten so unter die Nase, dass er sowohl das stilisierte Emblem der Paraforce wie auch die vom Innenministerium in Madrid ausgestellte Polizeivollmacht nicht übersehen konnte.

»Sie werden gar nichts tun, Sie werden höchstens mit mir zusammenarbeiten. Ansonsten Sorge ich dafür, dass sich Señor Navarrete einmal mit ihrer Arbeitsauffassung beschäftigt. Sie haben die Wahl.«

Tobias hasste es, den Vorgesetzten herauszuhängen, aber anscheinend kam er hier mit Freundlichkeit nicht weiter.

Das Gesicht des Spaniers wurde sichtbar blass. Seine ungewöhnliche Reaktion auf die verhaltene Drohung war nur für jemanden nachvollziehbar, der im Polizeidienst beschäftigt war. Miguel Navarrete war der für Korruption und Beamtenwillkür zuständige Jefe der Ertzaintza, der Autonomiepolizei des Baskenlandes, und in dieser Eigenschaft so etwas wie ein kleiner Gott in der Region. Sich mit ihm anzulegen bedeutete im Allgemeinen das Ende jeglicher Karriere im Polizeidienst.

Eine Viertelstunde später machte sich Tobias wieder auf den Weg zurück ins Hotel. Sein Spezialausweis hatte Juan zwar einige Informationen entlocken können, trotzdem war er unzufrieden. Der Polizist hatte ihn mit Zahlen, Namen und Daten beinahe überschüttet, aber das Meiste davon erwies sich, je länger er es sich durch den Kopf gehen ließ, als schwammig, un-

genau und damit eigentlich überflüssig.

Das Einzige, was er wirklich erreicht hatte, war, dass sich sein Status als Bevollmächtigter der obersten spanischen Polizeibehörde ziemlich schnell herumgesprochen zu haben schien.

Als er das Hotel betrat, war der vorher so einsilbige Besitzer wie ausgewechselt. Seine zur Schau getragene Freundlichkeit war beinahe peinlich. Tobias war deshalb froh, als ein älteres Ehepaar die Lobby betrat und ihn von Fernandez Anwesenheit erlöste, indem sie den Mann in ein Gespräch verwickelten.

Damian Atanasio bewegte sich lautlos wie ein Schatten durch die Nacht. Er hatte den Kragen seiner zerschlissenen Anzugsjacke hochgeschlagen und hastete vornüber gebeugt durch die dunklen Straßen von Zugarramurdi. Dabei gab er sich größte Mühe, den wenigen Nachtschwärmern, die um diese späte Stunde noch unterwegs waren, auszuweichen, als hätte er Angst, von ihnen gesehen zu werden.

Aufgeregt bis in die Haarspitzen lief er durch das Dorf, entlang den hüfthohen Natursteinmauern, die das Ortsbild beherrschten, und vorbei an der Asunción Kirche bis zu einem wuchtigen Haus, das etwas abseits der Straße im Schatten mehrerer knorriger Bäume stand. Dort blieb er schließlich vor der hohen schmiedeeisernen Eingangstür stehen.

Sekundenlang sah sich Damian nach rechts und

links um und trat dann, als niemand zu sehen war, blitzschnell heran. Hastig zog er einen großen, gleichfalls eisernen Schlüssel aus der Tasche, sah sich noch einmal misstrauisch nach allen Seiten um und schloss erst dann die Tür auf. Einen Herzschlag später war er im Innern des Hauses verschwunden, als hätte es ihn nie gegeben.

Ohne sich lange aufzuhalten, schaltete er im Hausflur neben einer Holztür das Kellerlicht an, lief die dahinterliegende Treppe hinunter und legte erst, als er sah, dass in seinem Labor noch alles in Ordnung war, seine Nervosität ab.

Zufrieden ließ er seine Blicke durch sein geheimes unterirdisches Reich streifen.

Mehrere Neonleuchten verbreiteten ein kaltes, steril wirkendes Licht, das durch die weiß gekachelten Wände noch verstärkt wurde. Im Gegensatz zu früheren Tagen war es heute in dem Raum ungewöhnlich still. So still, dass jeder seiner Schritte ein seltsames hallendes Geräusch erzeugte. Damian wusste, was der Grund für diese Ruhe war: die fehlenden Versuchstiere und die deswegen ausgeschalteten Geräte.

Beinahe wehmütig blickte er auf die vielen leeren Glaskäfige und den Tisch in der Mitte, der mit den unterschiedlichsten Apparaten hoffnungslos zugestellt war. Aber das war nun alles nicht mehr notwendig. Seine Experimente waren abgeschlossen, und dass sie erfolgreich waren, hatten ihm die Hunde der Schäfer und hier im Ort die Ziegen eines Bauern bestätigt.

Mit einem letzten Schritt trat er an den Tisch heran und streckte seine Hände zielsicher nach jenem Gerät aus, das als einziges mit einem weißen Tuch abgedeckt war. Er zog den Stoff beiseite und ließ ihn achtlos zu Boden fallen. Ein kaltes Lächeln umspielte seine Lippen, als er seine Arme ausstreckte und das Gerät mit einer geradezu zärtlichen Geste in die Hände nahm. Vorsichtig wie einen kostbaren Schatz hob er es in die Höhe, während seine Augen funkelten wie die eines Jungen, der am Heiligabend seine Geschenke auspacken durfte.

Das Objekt seiner Begierde war ein einfacher viereckiger Kasten aus einem schwarz gepulverten Aluminiumgehäuse mit einer Stabantenne und zwei Kohlefaserplatten. Dennoch behandelte ihn Damian, als wäre er aus purem Gold. Nach einem kurzen Blick auf das Gerät verstaute er es beinahe liebevoll in einer eigens dafür angefertigten Umhängetasche.

Er wusste, dass er es schon bald wieder aktivieren musste.

Vor ein paar Tagen war ein Fremder im Dorf aufgetaucht, der mit seinen neugierigen Fragen allmählich gefährlich wurde. Seine Nachforschungen konnten seine Pläne zum Scheitern bringen. Damian schauderte jetzt noch, wenn er nur daran dachte, dass ihn dieser Mann und Nahia Jorge in der Hexenhöhle beinahe überrascht hatten. Das Gespräch, das er mit dem Dorfpolizisten geführt hatte, verstärkte ihn in der Ansicht, dass er mit diesen beiden über kurz oder lang Schwierigkeiten bekommen würde. Aber das Problem

würde sich in den nächsten Tagen von selber lösen, dafür würde sein Liebling hier sorgen.

Zuerst würde er sich mit dem Fremden beschäftigen, danach wollte er sich um die Schwester von Miguel, dem Ziegenbauern, kümmern. Das junge Ding war ihm bereits am ersten Tag seiner Ankunft im Dorf aufgefallen. Auch wenn sie sich bisher seinen Annäherungsversuchen widersetzt hatte, stand für Damian fest, dass sie die Mutter seiner Kinder werden würde.

Eine seltsame Erregung erfasste ihn, als er an Nahia dachte. Er öffnete den Mund und strich sich mit der Zunge über die Lippen, während er in Gedanken die junge Frau in den Armen hielt.

Plötzlich verzerrte sich sein Gesicht.

Was, wenn sie ihn abwies?

Damian verwarf den Gedanken so schnell, wie er gekommen war. Warum diese Zweifel? Als Wissenschaftler hatte er genug Möglichkeiten, um an sein Ziel zu kommen.

Er streichelte die Umhängetasche wieder, als wäre sie ein kleines Kind, und beschloss spontan, sie mit hoch ins Schlafzimmer zu nehmen. Eine gute Idee, wie Damian im Nachhinein empfand, damit sparte er sich morgen früh auf jeden Fall schon einmal den Weg hier herunter ins Labor.

Der Vibrationsalarm seines Handys holte Tobias innerhalb eines Herzschlags in die Wirklichkeit zurück.

Er hatte zwar nur etwas mehr als eine Stunde geschlafen, aber die Ruhe hatte ihm gutgetan. Die Versuchung, bei Nahia auf dem Hof zu übernachten, war groß gewesen. Die Gefahr, dass er in der Nacht mit unliebsamem Besuch rechnen musste, war schließlich nicht von der Hand zu weisen. Aber schließlich hatte er sich doch für sein Zimmer entschlossen.

Zum einen wollte er die junge Frau nicht auch noch in Gefahr bringen und zum anderen war es gerade hier in der Abgeschiedenheit der Pyrenäen unabdingbar, die Integrität einer unverheirateten Frau zu wahren.

Wenn der Fall abgeschlossen war, musste sie immer noch hier inmitten dieser konservativen Dorfgemeinschaft leben, während er wieder nach Amerika zurückflog.

Nach einem Kurzbesuch im Bad schlüpfte er in einen dunklen Trainingsanzug, schnürte ein paar Turnschuhe und angelte so leise wie möglich sein Reisegepäck unter dem Bett hervor.

Mit einem Ruck warf er den mattschwarzen Hartschalenkoffer auf das zerwühlte Bett, öffnete ihn und ließ seine Finger so lange durch das Innere des Gepäckstückes wandern, bis er die Arretierung gelöst hatte, mit der er den doppelten Boden des Koffers entfernen konnte.

Tobias hatte Mühe, ein anerkennendes Pfeifen zu unterdrücken. Sogar James Bond wäre bei diesem Anblick wahrscheinlich vor Neid geplätzt.

Vor ihm lagen, eingelassen in Hartplastikpolsterun-

gen, in stiller Eintracht zwei Magazine mit herkömmlicher Munition für seine Glock 35 neben diversen Behältnissen mit Teilmantelgeschossen, die mit einer besonderen Gelspitze versehen waren. Mehrere Scheckkarten und ein daumendickes Geldbündel aus druckfrischen Dollarscheinen, dessen Wert sein Monatsgehalt wahrscheinlich um ein Vielfaches überstieg, gehörten genauso zur Ausstattung wie eine Datenbrille, deren Funktionen weit über Dinge wie eine Telefonfunktion der PDAs oder eine Infrarot-Sicht hinausgingen.

Derart ausgerüstet bereitete ihm der anstehende Nachteinsatz nicht das geringste Kopfzerbrechen.

Er verließ das Hotel, ohne dass ihn jemand dabei beobachtete. Sein Ziel war die Unterkunft von Damian Atanasio, jenem seltsamen Fremden, der, wie er wusste, auch Nahia nicht ganz geheuer war. Die Datenbrille, die ihm als Nachtsichtgerät diente, leitete ihn dabei sicher durch den Ort.

Zufrieden stellte er auf dem Weg zu seinem Ziel fest, dass inzwischen auch in den Räumlichkeiten der Dorfpolizei kein Licht mehr brannte, Juan schlief offensichtlich bereits den Schlaf des Gerechten. Damit war auch von dieser Seite aus kein Ärger zu erwarten.

Zehn Minuten später hatte ihn seine Spionagebrille zum Wohnort jenes Mannes geführt, der ihm gleich bei ihrer ersten Begegnung in der Lobby des Hotels unangenehm aufgefallen war. Er hatte diesen Mann noch nie zuvor in seinem Leben gesehen, geschweige denn mit ihm gesprochen, trotzdem war er ihm von

Anfang an unsympathisch.

Warum, wusste er selber nicht, es war einfach ein Gefühl, das sich nach dem Zwischenfall in der Hexenhöhle aber immer mehr verstärkte.

In der Deckung der umliegenden Bäume beobachtete Tobias das Haus mithilfe des Nachtsichtgeräts.

Wenn er auch scheinbar eine etwas undurchsichtige Rolle im Dorfleben spielte, musste sich Tobias neidlos eingestehen, dass Atanasio es verstand, gut zu wohnen. Das Anwesen war ein wuchtiger, weiß verputzter Bau mit einem Sockel aus graubraunem Naturstein. Die weitläufigen Fenster, die von schmiedeeisernen, kitschig wirkenden Ziergittern verdeckt waren, und die verwinkelte Bauweise mit den vielen Stübenerkern verliehen ihm ein Aussehen, wie es im ausklingenden achtzehnten Jahrhundert bei großherrschaftlichen Häusern gang und gäbe war. Der groß angelegte Vorgarten mit den sauber gestutzten Büschen und Sträuchern und die Jahrzehnte alten wuchtigen Bäume unterstrichen das vornehme Gesamtbild zusätzlich. Außerdem war die Lage des Anwesens geradezu ideal. Nahe dem Ortskern gelegen, aber doch so weit abseits der Straße, um eine gewisse Privatsphäre garantieren zu können, erlaubte es seinem Besitzer, mitten im Geschehen des Touristendorfes zu leben, ohne dabei beobachtet werden zu können.

Im Moment lag das Haus fast vollkommen im Dunkeln. Fast, denn hinter einem der unzähligen Fenster im Erdgeschoss brannte noch Licht. Deutlich waren die Umrisse einer Gestalt zu sehen, die es sich in ei-

nem Ohrensessel bequem gemacht hatte. Die Vorhänge waren nicht ganz zugezogen, sodass jemand, der sich die Mühe machte, sich an die Hauswand heranzuschleichen, einen genaueren Blick ins Innere werfen konnte.

Soweit musste sich Tobias dank seiner Spezialbrille nicht vorwagen. Mit ihrer Hilfe und der Deckung der knorrigen Baumriesen befand er sich in der Lage, alles zu sehen, ohne selbst gesehen zu werden.

Aber erstens kommt es immer anders, als man zweitens denkt.

Der Paraforce-Agent war für Sekunden etwas zu sehr auf das erleuchtete Fenster fokussiert, weshalb ihm der Schatten im Obergeschoss entging, der dort hinter dem Vorhang eines Erkers stand. Es war nur die Dauer eines Wimpernschlags, in der er zu sehen war, aber er gab der lauen Sommernacht eine hässliche Wendung.

Während Tobias immer mehr von dem Licht im Erdgeschoss des Hauses angezogen wurde, machte sich genau ein Zimmer darüber eine hagere Gestalt hektisch an einem rechteckigen Kasten zu schaffen. Mit einem Grinsen voller bössartiger Intelligenz richtete Damian die Antenne aus und drückte einen Knopf, worauf das Display in der Mitte des Kastens blau zu leuchten begann. Dann drehte er einen Schalter der Apparatur langsam nach rechts.

Er wusste, was nun kommen würde und beglückwünschte sich wieder einmal zu seiner Idee, über Nacht unten im Erdgeschoss immer das Licht brennen

zu lassen.

Dieses Licht und die Schaufensterpuppe im Ohrensessel an der Nordwand des Gästezimmers hatten schon manch ungebetenen Besuch in die Irre geführt.

Als er draußen im Vorgarten das heisere Knurren eines Hundes vernahm, strich er mit den Fingerspitzen so zärtlich über den Apparat, als würde es sich dabei um seine Geliebte handeln.

Der Angriff erfolgte ohne jede Vorwarnung. Ein schabendes Geräusch zwischen den Bäumen hinter ihm, ein leises Knurren, dann stürzte sich auch schon eine riesige Gestalt auf ihn.

Der Aufprall brachte Tobias ins Wanken und riss ihm die Datenbrille vom Kopf.

Aber auch ohne das Nachtsichtgerät erkannte der Paraforce-Agent sofort, dass ihn ein Hund angefallen hatte. Ein ungewöhnlich großer Hund, Mordlust glühte in seinen Augen.

Es war derselbe Hund, den er bei seiner Ankunft im Dorf auf der Landstraße angefahren hatte, durchzuckte es Tobias. Er sah es an der eigentümlichen Wunde am Hals.

Er versuchte, sich zur Seite zu werfen, aber der Hund war wieder schneller.

Der nächste Angriff warf ihn auf den Rücken, und bevor er reagieren konnte, legte sich der unförmige Körper des gewaltigen Tieres wie ein Felsen auf sei-

nen Brustkorb. Der Schädel war jetzt dicht vor seinem Gesicht und der Gestank, der ihm aus seinem weit aufgerissenen Maul entgegenschlug, nahm Tobias die Luft zum Atmen.

Der Paraforce-Agent packte die Ohren des riesigen Hundes und drückte sie mitsamt dem Schädel von sich weg. Die geifernden Kiefer der Bestie schnappten ins Leere, während sich ihre Vorderpfoten durch Hemd und T-Shirt fetzten. Tobias hatte Mühe, nicht aufzuschreien, als sich die Krallen immer tiefer in seinen Oberkörper bohrten.

Schließlich setzte er alles auf eine Karte. Den Schädel loslassen war eines, der gezielte Karateschlag das andere. Der Hund fiel zur Seite und schlug mit wirbelnden Pfoten durch die Luft. Tobias wälzte sich herum und zog seine Glock, um dem bizarren Kampf ein schnelles Ende zu bereiten.

Der Hund hatte sich inzwischen wieder auf die Beine gerappelt, fletschte die Zähne und stürmte erneut auf ihn zu.

Plopp, plopp.

Die erste Kugel aus dem Lauf seiner schallgedämpften Glock traf das tobende Tier direkt in den Schädel. Die zweite Kugel ging in den Hals.

Der Hund zuckte jäh zusammen. Blut strömte aus seiner Schnauze und tropfte zu Boden, während das Tier hin und her schwankte. Dann schauderte der Hund und kippte einfach zur Seite.

Es war vorbei.

Im selben Moment begannen die Knie des Paraforce-

Agenten zu zittern. Sekundenlang stand Tobias einfach da, bis er bemerkte, dass er blutete. Fluchend fuhr er sich mit den Fingern seiner Rechten über die Brust, als könne er mit dieser Geste seine Verletzung ungeschehen machen.

Er versuchte das Pochen und Stechen zu ignorieren, während er sich umsah. Aber so sehr er sich auch bemühte, seine Datenbrille war nirgends zu sehen. Dafür wurden die Schmerzen in seinem Oberkörper mit jeder Bewegung größer.

Obwohl seine Brust allmählich wie Feuer zu brennen begann und sich sein Kopf anfühlte, als ob tausend tolle Teufel gegen seine Schädeldecke hämmerten, ging Tobias in die Knie und begann auf allen vieren den Boden abzusuchen. Er musste diese verdammte Datenbrille finden. Allein schon sein Stolz ließ es nicht zu, der Paraforce-Zentrale zu melden, dass ihm bereits bei seinem ersten Einsatz ein wichtiger Teil seiner Ausrüstung abhandengekommen war. Aber der Innsbrucker hatte Glück. Es gelang ihm tatsächlich, trotz der Dunkelheit die Brille zu ertasten.

Bis er wieder auf die Beine kam, dauerte es hingegen etwas länger. Noch immer von der Wucht des Angriffs und dem brennenden Schmerz in der Brust halb benommen, verging eine halbe Ewigkeit, bis er sich an einem der Bäume wieder aufrichten konnte.

Tobias war sich darüber im Klaren, das er sich umgehend in ärztliche Behandlung begeben musste. Es war nicht auszuschließen, dass der Hund tollwütig war.

Aber wohin sollte er sich wenden?

Von den Bewohnern von Zugarramurdi hatte er kaum Hilfe zu erwarten, nicht, nachdem er es sich mit ihrem Dorfpolizisten und dem Hotelier verscherzt hatte.

Es gab nur eine Möglichkeit.

Tobias hörte auf zu denken. Er nahm seine ganze Kraft zusammen, um sich auf den Weg zu jener Person zu machen, von der er wusste, dass sie seine letzte Chance war.

Als er den Hof erreichte, konnte er sich kaum noch auf den Beinen halten. Sein Oberkörper brannte, als würde er in Flammen stehen, und der Blutverlust ließ ihn torkeln. Als er breitbeinig vor der Eingangstür zum Wohnhaus stand, war er kurz davor zusammenzubrechen. Er ließ sich einfach gegen die Tür fallen und hämmerte gegen das Holz.

Es war kurz vor zwei, Nahia würde sicher schon seit Stunden im Bett liegen. Deshalb war Tobias auch erstaunt, als die Tür bereits nach seinem ersten Klopfen geöffnet wurde. Ein schmaler, gelbweißer Lichtstrahl fiel vom Flur her auf den Hof hinaus und Nahia, mit dem obligatorischen Gewehr in den Händen, erschien auf der Türschwelle.

Ihr Haar wirkte etwas zerzaust, aber sie war vollständig bekleidet, T-Shirt, Jeans und Sandalen mit braunen Lederriemen. Dass die Sachen mit unzähligen, bunten Farbklecksen übersät waren, störte ihn nicht. Trotz seiner misslichen Lage glaubte sich Tobias erinnern zu können, dass sie erwähnt hatte, gerade in

der Nacht als Künstlerin von der Muse geküsst zu werden.

»Was zum Teufel ...« Sie brach mitten im Satz ab. Die Überraschung in ihrem Gesicht wich plötzlichem Entsetzen, als sie sah, in welchem Zustand sich Tobias befand.

»Um Gottes willen, wie siehst du denn aus?«, keuchte sie.

Bevor Tobias eine Antwort geben konnte, zerrte ihn die junge Frau ins Haus und schlug die Tür wieder hinter ihm zu. Sie lehnte das Gewehr an die Flurgarderobe und stützte Tobias so weit ab, dass er ins Wohnzimmer kam, ohne zusammenzubrechen.

Dort angekommen half sie ihm, sich auf das Plüschsofa zu legen.

»Was ist passiert?«

»Das erzähle ich dir später. Im Moment wäre ich für etwas heißes Wasser, ein sauberes Handtuch und eine Salbe zum Desinfizieren dankbarer. Könnte ich bitte dein Bad benutzen?«

Nahia schüttelte den Kopf. »Vergiss es, du bleibst solange hier liegen, bis ich dich verarztet habe, hast du verstanden?«

Bevor Tobias protestieren konnte, lief die junge Frau aus dem Zimmer. Als sie wenige Minuten später zurückkam, hielt sie ein Tablett in den Händen, auf dem sich eine Emailleschüssel befand, in der eine grünliche Flüssigkeit dampfte. Neben der Schüssel lagen zwei Handtücher und darauf ein steinerner Tiegel. Sie stellte die ganzen Sachen auf dem Tisch neben dem Sofa

ab und begann mit geschickten Fingern die zerfetzten Reste des T-Shirts zu lösen, die blutverkrustet auf Tobias' Brust klebten. Obwohl sie dabei sehr behutsam zu Werke ging, konnte der Paraforce-Agent ab und an einen Schmerzenslaut nicht unterdrücken.

»Schlimm?«

Tobias schüttelte vorsichtig den Kopf. »Es ist auszuhalten«, sagte er und riskierte einen kurzen Blick auf die grünliche Brühe in der Schüssel.

»Keine Angst«, sagte Nahia lächelnd, als sie seinen skeptischen Gesichtsausdruck bemerkte. »Das ist alles pure Natur, nur klares Bergwasser und Kräuter, um die verkrusteten Wundränder zu lösen und einer Entzündungen vorzubeugen. Das Rezept habe ich übrigens von meiner Großmutter.«

Tobias lehnte sich zurück, schloss die Augen und genoss die Behandlung sichtlich. Das warme Wasser und die Kräutерrezeptur taten ihm gut. Der pochende Schmerz in seiner Brust wurde langsam erträglicher. Er öffnete die Augen und wollte sich wieder aufrichten, nachdem sie seinen Oberkörper trocken getupft hatte.

Nahia jedoch drückte ihn wieder sanft aber bestimmend auf das Sofa zurück. »Ich bin noch nicht fertig«, sagte sie. »Jetzt kommt noch die Salbe. Sie wird dir guttun, wenn ich dich damit eingerieben habe, fühlst du dich morgen wie neugeboren.«

Tobias sagte nichts und drehte den Kopf zur Seite. Er fühlte, wie Nahia die kühle Salbe auf seiner Brust verteilte und mit den Händen verrieb. Jedes Mal,

wenn sie dabei über eine der Wunden strich, zuckte er zusammen. Aber er sagte nichts, denn je länger sie ihm die Salbe auf der Brust verrieb, umso besser fühlte er sich.

»Du überrascht mich immer wieder«, sagte er, als die Spanierin von ihm abließ und er sie dabei beobachtete, wie sie das Tablett mit der Schüssel und den benutzten Handtüchern in die Küche brachte.

»Wieso?«, fragte Nahia, nachdem sie wieder ins Wohnzimmer zurückgekommen war.

»Ich kenne keine Frau, die Bilder malt, mit einem Gewehr umgehen kann, nebenbei einen Bauernhof am Laufen hält und dazu noch eine ausgezeichnete Krankenschwester abgibt.«

»Spar dir deine Komplimente, erzähle mir lieber, was passiert ist.«

»Ich wollte mir diesen seltsamen Señor Atanasio einmal etwas genauer ansehen.«

»Mitten in der Nacht?«

Tobias deutete auf die Datenbrille, die er immer noch um den Hals trug. »Damit wird die Nacht zum Tage. Mit diesem Hightechgerät sieht man im Dunkeln besser als eine Eule.«

Die Spanierin zog die Stirn kraus. »Fast besser«, korrigierte sie ihn. »Sonst hättest du denjenigen, der dir das hier angetan hat, wohl eher bemerkt, und dir wäre einiges erspart geblieben.«

Tobias zuckte mit den Schultern, was seine Brust mit einem schmerzhaften Ziehen beantwortete. »Ich konnte ja nicht damit rechnen, dass mir dieser saubere

Señor Atanasio einen verrückten Hund auf den Hals hetzt.«

Stöhnend drehte sich Tobias auf die Seite.

Inzwischen, die Anspannung war vorbei und sein Körper hatte sich beruhigt, spürte er die Schmerzen wieder deutlicher. Sein Oberkörper fühlte sich an, als wäre er mit einem Fleischwolf in Berührung gekommen, und das Ziehen und Stechen in seiner Brust wurde mit jedem Atemzug schlimmer. Doch obwohl er hundemüde war, fand er keinen Schlaf.

Ihm ging einfach zu viel durch den Kopf, tausend Dinge, die gepaart mit den Schmerzen ein Einschlafen unmöglich machten.

Die Ungewissheit über den Ausgang seines ersten Falls, die Furcht zu versagen, seine Gedanken an Nahia und andererseits die Angst vor der Wiederkehr seiner Albträume. Hinzu kam das Gefühl, hier völlig fehl am Platz zu sein. Diese ganze Geschichte, so seltsam sie auf den ersten Blick auch schien, war alles andere als ein Fall für Paraforce. Das Geschehen hatte seiner Meinung nach weder einen paranormalen noch einen außerirdischen Ursprung.

Sein Medaillon bekräftigte ihn in seinen Ansichten, hatte es bisher doch nur einmal reagiert, gestern in der Hexenhöhle und auch da kaum spürbar. Ganz anders als damals bei seiner Begegnung mit dem Blutshink, als die Kette regelrecht glühte.

Das einzig Seltsame an diesem Fall war das Verhalten der Tiere, aber auch dafür, dessen war er sich sicher, gab es bestimmt eine logische Erklärung.

Im Gegensatz zu seinen Gedanken über Nahia.

Einerseits fühlte er sich irgendwie zu der unkomplizierten, weltoffenen Spanierin hingezogen, andererseits musste er bei ihrem Anblick immer an Andrea denken. Er wusste, dass er die Österreicherin niemals vergessen konnte, deshalb irritierte ihn auch die Tatsache, dass ihn seine Albträume verschonten, seit er sich in den Pyrenäen befand. Ein Umstand, der ihn genauso ratlos machte wie seine ständigen Gedanken an die beiden Frauen, die seine Gefühlswelt völlig durcheinanderwirbelten.

Je länger er darüber nachdachte, umso mehr war er sich darüber im Klaren, dass er sich diesen ganzen Problemen stellen musste, bevor sie seine weitere Zugehörigkeit zu Paraforce gefährdeten. Mit dem Voratz, sich bei seiner Rückkehr einem Psychologen der Organisation anzuvertrauen, gelang es ihm schließlich, noch einmal einzuschlafen.

Keine fünf Minuten später war er wieder wach.

Jedenfalls war er dieser Meinung, obwohl ein Blick nach draußen zum Stand der Sonne ihm aufzeigte, das er mindestens fünf Stunden geschlafen haben musste.

Irritiert blickte sich Tobias um, bis er registrierte, dass es nicht das Tageslicht war, das ihn geweckt hatte, sondern Nahia, die mit einer Kaffeekanne, einer Schüssel mit Piperade, der baskischen Version eines

Omeletts, und zwei großen Tassen wie ein Wirbelwind ins Wohnzimmer kam.

Der Duft von frisch aufgebrühtem Kaffee und den noch heißen Omelettes weckte seine Lebensgeister schneller, als er bis drei zählen konnte.

Er schlug die Decke zur Seite und versuchte sich aufzurichten, bis ihn das Ziehen in seiner Brust daran erinnerte, dass er sich nicht in seinem Hotelzimmer befand, sondern auf dem Plüschsofa in Nahias Wohnzimmer, mit nichts weiter bekleidet als mit seinen Boxershorts.

Verlegen versuchte er, die Decke wieder über den Bauch zu ziehen, verhedderte sich und erntete dafür ein Kopfschütteln.

»Was soll das werden, wenn es fertig ist? Altherrengymnastik?«

Bevor sich Tobias rechtfertigen konnte, war Nahia heran, hatte das Frühstückstablett auf dem Tisch abgestellt und die Hände in die Hüften gestemmt. Der Blick, mit dem sie Tobias danach musterte, war alles andere als erschrocken.

»Auch wenn wir uns hier fast am Ende der Welt befinden, heißt das noch lange nicht, dass ich prüde bin. Ich bin nach dem frühen Tod meiner Mutter in einem Männerhaushalt mit Vater und zwei Brüdern aufgewachsen. Selbst ohne Unterhose wäre mir der Anblick nicht unbekannt gewesen. Also hör auf, hier den Verklemmten zu spielen, und setz dich endlich richtig hin.«

Tobias versuchte ein Lächeln. »Es gehört sich ein-

fach nicht, in diesem Aufzug vor dir herumzusitzen. Ich bin schließlich ein Mann ...«

»Und ich eine Frau, na und? Machen meine Titten die Sache so kompliziert für dich?«, fiel ihm Nahia ins Wort. »Ich jedenfalls bin emanzipiert genug, um damit umgehen zu können.« Bevor sie weiterredete, holte sie von der Kommode zwei kleine Teller und Besteck und bediente sich aus der Schüssel mit den Piperades. Dann setzte sie sich neben ihn und hielt ihm einen der gefüllten Teller unter die Nase. »Greif zu, in deinem Zustand sollte man ein ausgiebiges Frühstück nicht ausschlagen.«

»Was willst du als Nächstes tun?«

»Ich muss zunächst einmal abwarten, was meine Behörde über Damian Atanasio herausgefunden hat«, antwortete Tobias kauend. Die Piperade schmeckte wirklich lecker. Die Mischung aus Eiern, frischem Paprika, Bayonne Schinken, Knoblauch und Tomaten sorgte dafür, dass er sich gleich wie ein anderer Mensch fühlte. »Im Moment sind mir noch die Hände gebunden. Genaugenommen habe ich nicht das Geringste gegen Atanasio, den Dorfpolizisten oder den Hotelier in den Händen, auch wenn ich sie in der Hotelhalle belauscht habe.«

»Aber du hast doch zu mir gesagt, dass du deutlich gehört hast, wie Damian den anderen befahl, dich aus dem Weg zu räumen.«

»Schon, aber ich habe keine Zeugen dafür.«

Nahia stellte ihren Teller beiseite und starrte nachdenklich auf den Tisch.

»Wie stellst du dir vor, geht es jetzt weiter?«

»Ich werde wohl oder übel den Bericht über Damian Atanasio abwarten müssen, vielleicht bringt er mir neue Erkenntnisse. In der Zwischenzeit sehe ich mal nach, wie weit Pedro mit meinem Wagen gekommen ist. Ich würde mir gerne einmal die Stelle ansehen, an der man den Engländer gefunden hat, und auch die Gegend, in der die zerstückelten Tiere entdeckt wurden.«

»Soll ich dich dabei begleiten?«

Tobias schüttelte den Kopf. »Das wird schlecht möglich sein. Auch wenn meine Behörde international tätig ist, muss ich für eine Tatortbesichtigung erst die Zustimmung der örtlichen Polizei einholen, und so, wie ich Juan einschätze, wird es ihm nicht gefallen, wenn ich dich mitnehme.«

»Schade«, sagte Nahia und begann unvermittelt damit, das Frühstücksgeschirr wegzuräumen.

Auch wenn sie das Thema bis zu seinem Aufbruch nicht mehr zur Sprache brachte, konnte sich Tobias nicht des Gefühls erwehren, dass sie enttäuscht darüber war, weil er ihr Angebot nicht angenommen hatte.

Kurze Zeit später machte er sich auf den Weg. Sein erstes Ziel war sein Hotel. Da sein T-Shirt nach der Attacke des Hundes reif für den Müll war, hatte ihm Nahia ein Hemd ihres Bruders überlassen. Allerdings war er mit seinen Einmetersechsendachtzig um eini-

ges größer als Miguel und das Hemd dementsprechend klein, wodurch der derbe Stoff bereits nach den ersten Schritten auf seiner Brust scheuerte. Er behielt es trotzdem an, wenigstens so lange, bis er in seinem Zimmer war. Er wollte Nahia nicht schon wieder vor den Kopf stoßen. Nach einem kurzen Zwischenstopp in seinem Zimmer steuerte er mit einem frischen Hemd am Leib geradewegs die Tankstelle an.

Pedro, der Besitzer, war gerade dabei, einen dieser durchsichtigen Reklamekühlschränke eines weltweit bekannten Limonadenherstellers mit diversen Getränkedosen zu füllen, als Tobias den Verkaufsraum betrat. Der Spanier nickte ihm grüßend entgegen, stellte den Karton mit den restlichen Dosen auf dem Boden ab und wandte sich ihm zu.

»Hola Señor, schon so früh auf den Beinen? Eigentlich habe ich erst heute Nachmittag mit Ihnen gerechnet, der Wagen ist nämlich noch nicht fertig.«

Tobias runzelte die Stirn. »Warum nicht? Sie haben mir doch zugesagt, ihn im Laufe des Vormittags fertigzubekommen.«

Pedro nickte und ging hinter die Verkaufstheke. Dort schnappte er sich ein Klemmbrett, auf das ein ölverschmiertes Formular gespannt war, und hielt es Tobias unter die Nase. »Wie Sie sehen, habe ich den verbogenen Kotflügel bereits provisorisch ausgebeult und auch die kaputte Birne ausgewechselt. Aber den Rest des Scheinwerfergehäuses musste ich bestellen. Ich habe leider keine voll ausgestattete Seat-Vertragswerkstatt.«

»Das ist doch alles halb so wild, Hauptsache das Ding fährt wieder. Ich habe heute nämlich etwas hier in der Gegend zu erledigen.«

Der Tankstellenbesitzer kratzte sich am Ohr und schüttelte den Kopf. »Das wäre auch nicht das Problem gewesen, das Problem ist die Ölwanne. Sie müssen bei dem Unfall über irgendetwas gefahren sein, das die Ölwanne aufgerissen hat. Ein Stein oder etwas Ähnliches, jedenfalls hatten Sie großes Glück, mit dem Wagen überhaupt noch hierher zu kommen. Um es kurz zu machen, die Ersatzteile kommen erst heute Nachmittag, und bis ich sie eingebaut habe, dauert es mit allem Drumherum mindestens bis morgen Abend, bis sie wieder einsteigen können.«

Tobias protestierte. »Solange kann ich nicht warten. Was für Alternativen habe ich sonst?«

Der Tankstellenbesitzer kratzte sich erneut am Ohr und rümpfte die Nase. »Ich habe hinten im Hof einen klapprigen Renault stehen, Baujahr 93. Ein alter Hobel, ich weiß, aber das Ding fährt.«

Ohne zu zögern zückte der Österreicher seinen Geldbeutel und klappte ihn auf. »Wie viel?«

»Wie lange brauchen Sie ihn?«

»So lange, bis mein Wagen wieder fährt, also wie viel?«

»Hundert Euro, einverstanden?«

»Ich gebe Ihnen hundertfünfzig, aber dafür bekomme ich ihn vollgetankt.«

Pedro ließ die Scheine in der Brusttasche seines Monteuranzugs verschwinden, lief aus dem Verkaufs-

raum und kam zehn Minuten später wieder mit einem Autoschlüssel in der Linken zurück. Nach weiteren zehn Minuten saß Tobias hinter dem Steuer des Renaults und fuhr sofort in Richtung Berge. Da die nähere Umgebung ein beliebtes Ziel für Wanderer und Bergsteiger war, wunderte sich in dem kleinen Dorf niemand, als unmittelbar nach dem Renault ein weiteres Fahrzeug in diese Richtung fuhr.

Das Bazan-Tal, in dem man die sterblichen Überreste des Engländers gefunden hatte, lag unweit vom Dorf in Richtung der französischen Grenze. Dieser westliche Teil der Pyrenäen bestand aus einem Gewirr von Schluchten und Felsen.

Tobias Ziel war ein Abhang mitten im Tal. Er war schweißgebadet, nachdem er den Fundort der Leiche noch einmal untersucht hatte. Die spanische Polizei schien ganze Arbeit geleistet zu haben. Tobias bekam allmählich den Eindruck, dass sie hier nicht nur die umliegenden Büsche und Sträucher genauestens untersucht, sondern auch wirklich jeden Stein einzeln umgedreht hatten. Bis auf ein zerbrochenes Kunststofftäfelchen, das er als den Rest einer Tatortmarkierung identifizierte, wie sie im Allgemeinen bei der Spurensicherung zum Einsatz kam, gab es für ihn absolut nichts Ungewöhnliches zu entdecken. Deshalb war er doch etwas enttäuscht, als er sich wieder auf den Weg zurück zu seinem Wagen machte, der mitten

im Bazan-Tal auf einem kiesbedeckten Wanderweg stand.

Keuchend kletterte er zwischen den zerklüfteten Hängen nach oben. Die brennende Sonne und das Wissen um die Wasserflasche, die im Seitenfach der Fahrertür steckte, beschleunigten seine Schritte, kaum dass der Wagen in sein Blickfeld geriet. Instinktiv leckte er mit der Zunge über seine Lippen. Vielleicht war es der Durst, der seine Konzentration in dem Moment schwinden ließ, als er das Fahrzeug öffnete, vielleicht auch die Anstrengung, die Verletzungen machten ihm immer noch zu schaffen. Jedenfalls bemerkte er den Angriff erst, als es fast zu spät war.

Er spürte eine Hand an seiner Schulter und warf sich instinktiv herum.

Im selben Augenblick schoss ein Messer vor, das seinen Bauch nur um Haaresbreite verfehlte. Tobias lehnte mit dem Rücken am Fahrzeug und starrte in ein Gesicht, das bis auf die vier Löcher für Augen, Nase und Mund vollständig von einer Strickmütze bedeckt war.

Der Maskierte grunzte, zog die Messerhand zurück und stach ein zweites Mal zu. Doch diesmal konnte er den Paraforce-Agenten nicht mehr überraschen. Mit einem gezielten Karatehieb vor die Brust brachte Tobias den Angreifer ins Straucheln. Der Mann nahm den Schlag voll und taumelte nach hinten. Dabei ruderte er wild mit den Armen, um die Balance zu halten.

Tobias setzte sofort nach. Er konnte es sich mit sei-

ner Brustverletzung nicht leisten, ihm Zeit zu einer zweiten Attacke zu geben. Er deckte den Messermann mit einem derartigen Hagel von Schlägen ein, dass dieser kaum noch Luft bekam. Die Schläge trafen den Maskierten an Kopf und Körper. Er krümmte sich, stöhnte und versuchte vergeblich, die Schläge des Innsbruckers abzuwehren. Das Messer hatte er inzwischen längst fallen gelassen.

Irgendwann, nach zwanzig oder dreißig Sekunden, war er am Ende. Seine Beine versagten ihm den Dienst und er ging stöhnend in die Knie. Für die Dauer eines Wimpernschlages verharrte er, um dann einfach zur Seite zu kippen.

Mit einem Satz war Tobias an dem Mann und riss ihm die Mütze vom Kopf. Er hatte Mühe, vor Überraschung nicht aufzuschreien, als er in das Gesicht von Fernandez Tolosa, den Hotelier, starrte.

»Sind Sie verrückt geworden? Was sollte das Ganze?«

Fernandez schwieg, stattdessen wischte er sich mit den Händen das Blut aus dem Gesicht.

»Na gut«, sagte Tobias nach einer weiteren Minute des Schweigens. »Wer nicht reden will, muss fühlen. Sie wissen wohl, dass sie dafür hinter Gittern wandern?«

Der Kopf des Hoteliers ruckte herum. Seine Augen waren vor Entsetzen geweitet, anscheinend war er sich jetzt erst über die Tragweite seines Handelns klar geworden.

»Ich kann nichts dafür, Damian war es, der gesagt

hat, dass Sie von hier verschwinden müssen.«

»Soso, machen Sie denn immer, was Damian sagt?«

Bevor ihm Tolosa antworten konnte, kam Tobias nächste Frage. »Springen Sie auch aus dem Fenster, wenn er sagt: spring?«

Der Hotelier stöhnte. »Madre de dios, nein, aber es kann gefährlich werden, sich Damian zu widersetzen.«

»Gefährlich? Dieser Kerl ist doch nur halb so groß wie Sie oder ich, was soll an dem so gefährlich sein?«

»Er ist mit dem Teufel im Bunde.«

Tobias wurde hellhörig. »Meinen Sie die Sache mit den Tieren?«

Fernandez stieß einen Laut aus, als hätte ihn Tobias misshandelt. Er krümmte sich auf dem Boden zusammen und presste die Lippen aufeinander.

Der Österreicher wusste aus eigener Erfahrung, dass auch heutzutage in der Abgeschiedenheit der Berge der Aberglaube bei den Menschen noch tief verwurzelt war. Das war bei ihm in Österreich so, warum sollte es hier in den Pyrenäen anders sein?

Er überlegte gerade, was er mit dem Hotelier anstellen sollte – zur Polizei im Dorf konnte er ihn schlecht bringen, schließlich steckte Juan mit ihm unter einer Decke –, als Fernandez sich plötzlich aufrichtete und ihn herausfordernd angrinste.

Aus irgendeinem Grund hatte der Mann plötzlich wieder Oberwasser bekommen.

»Was haben Sie jetzt mit mir vor?«

»Ich bringe Sie zur Polizei, aber nicht zu Ihrem

Freund Juan, sondern in die Kreisstadt.«

Die Augen des Hoteliers begannen böse zu funkeln. »Das werden Sie nicht.«

»Wer sollte mich daran hindern?«

»Ich«, zischte Fernandez. »Denn wenn Sie mich wirklich in die Kreisstadt bringen, werden Sie nie erfahren, was mit Nahia, ihrer Puta, geschehen wird.«

Mit einer blitzschnellen Bewegung beugte sich Tobias vor, riss Tolosa am Hemdkragen in die Höhe und schrie ihm ins Gesicht: »Was ist mit Nahia! Los rede! Was zum Teufel habt ihr mit Nahia vor?«

Als ihm der Hotelier ins Gesicht spuckte, schlug Tobias warnungslos zu. Der Spanier krümmte sich mit einem würgenden Laut zusammen und ging wieder in die Knie. Sekundenlang rang er nach Luft, bis Tobias zu einem weiteren Schlag ausholte.

»Aufhören«, keuchte er. »Ich erzähle es Ihnen ja schon.«

Nahia trat einen Schritt von ihrer Staffelei zurück, legte den Kopf schief und musterte das Bild, das sie gemalt hatte, mit einem weiteren nachdenklichen Blick. Nach einer Weile tauchte sie den Pinsel in eine kleine Dose mit blauer Farbe und setzte noch zwei Tupfer in das rechte obere Eck ihres Werkes. Skeptisch betrachtete sie das Ergebnis, während draußen Schritte zu hören waren.

Im nächsten Moment klopfte es an der Tür.

Nahia legte den Pinsel zur Seite, murmelte ein paar Worte, die wie Idiot und Störung klangen, und trat ans Fenster ihres Zimmers. Der Raum diente ihr sowohl als Schlafzimmer als auch als Atelier. Gewiss konnte sie gerade in der Hauptsaison etliche ihrer Werke an die Touristen verkaufen, aber diese Einnahmen genügten bei Weitem nicht, um sich eine Wohnung oder gar ein Haus leisten zu können. Deshalb war sie ihrem unverheirateten Bruder Miguel dankbar dafür, dass er ihr dieses Zimmer kostenlos zur Verfügung stellte. Essen und Trinken verdiente sie sich durch die Haushaltsführung und einer gelegentlichen Mithilfe am Hof, sodass sie mit dem Geld ihrer Kunstwerke ein bescheidenes, aber freies und unabhängiges Leben führen konnte.

Das Klopfen an der Tür wurde lauter. Sie schob den Vorhang ein Stück zur Seite und presste ihr Gesicht an die Scheibe. Durch die Lage des Fensters konnte sie die Gestalt an der Haustür nur undeutlich erkennen. Aber das, was sie sah, genügte.

Kein anderer als Damian Atanasio trug in Zugarramurdi zu dieser Jahreszeit einen dunklen Anzug mit einem weißen Leinenhemd, das wahrscheinlich wieder bis zum Hals zugeknöpft war. Sein ungewöhnlich bleiches Gesicht mit den dunklen, unheimlich funkelnden Augen, die stetig in Bewegung waren, erfüllte sie jedes Mal, wenn sie ihn sah, mit Unbehagen. Seit seiner Ankunft im Dorf stellte ihr dieser Zwerg nach. Weder höfliche Worte noch unverhohlene Schrofheit oder die Drohungen ihres Bruders hatten ihn davon

abgehalten, seine penetranten Annäherungsversuche aufzugeben.

Inzwischen war das Klopfen immer energischer geworden.

Widerwillig ging Nahia zur Tür. Sie wusste, dass er sich nicht abschütteln ließ, wenn sie sich tot stellte. Er kannte ihren Tagesablauf und hatte sie vermutlich beim Einkaufen beobachtet. Er wusste also, dass sie zu Hause war. Deshalb musste sie, so nahm sie sich vor, heute deutlichere Worte finden als sonst. Worte, die, wenn es sein musste, weit unter die Gürtellinie gingen. Sie war in dieser Hinsicht nicht erschrocken; sie sagte meistens, was sie dachte, eine Angewohnheit, die sie im Dorf schon öfter in Schwierigkeiten gebracht hatte.

Mit einer ruckartigen Bewegung riss Nahia die Tür auf.

Damian Atanasio breitete die Arme aus und lächelte sie an. Ein Lächeln, das nicht mehr war als ein sparsames Zucken der Mundwinkel.

»Buenas Dias, Señorita Jorge, Sie werden mit jedem Tag schöner.«

Die junge Spanierin konnte ihren Unwillen nicht verbergen. Ihre großen, dunklen Augen funkelten wütend und ihr reizvoll geschnittenes Gesicht verzerrte sich zusehends zu einer Maske aus Widerwillen und Ekel.

»Lassen Sie das Gesülze, sagen Sie, was Sie wollen, und dann verschwinden Sie wieder.«

Damian schien ihre Aufforderung zu überhören.

»Können Sie sich das denn nicht denken?«

»Lassen Sie gefälligst diese Andeutungen. Sie wissen doch, dass ich nicht das Geringste für Sie empfinde, also gehen Sie endlich.«

»Kommen Sie, warum unterdrücken Sie ständig Ihre Gefühle?« Wie selbstverständlich nahm er sie am Arm, begleitete sie in den Flur und schloss die Tür hinter sich mit übertriebener Sorgfalt ab. Nahia löste sich mit einer ungestümen Bewegung aus dem Griff des Mannes. Schlagartig wurde ihr bewusst, dass sie mit Damian alleine im Haus war.

»Gehen Sie, Señor Atanasio«, sagte sie deshalb energisch. »Gehen Sie, aber sofort.«

Der Mann unterbrach sie mit einem devoten Lächeln. »Das ist nicht Ihr Ernst, das können Sie nicht von mir verlangen. Ich liebe Sie doch!« Damian streckte seine rechte Hand aus und legte seine knochigen Finger auf ihre Brust.

Im gleichen Moment verlor Nahia jegliche Beherrschung. Ekel und Entsetzen ließen sie gleichermaßen würgen.

»Aber ich Sie nicht! Geht das endlich in deinen verdammten Schädel hinein, du Zwerg?«

Es schien, als ob dieses letzte Wort Damian bis ins Mark getroffen hatte. Sein hageres Gesicht verzerrte sich binnen Sekunden zu einer Fratze, in der sich alle Bösartigkeit dieser Welt angesammelt hatte. Mit einem Schritt war er direkt vor ihr, packte sie an den Schultern und riss sie an sich. »Du verdammte Puta, dir werde ich zeigen, was es heißt, mich einen Zwerg

zu nennen.«

Die junge Frau versuchte sich zu wehren, aber Damian lachte und packte nur noch fester zu.

Panik erfasste Nahia, als sie spürte, welche Kraft in dem kleinen Mann steckte.

Ohne sich dagegen wehren zu können, musste sie es zulassen, dass er einen Arm um ihren Rücken schlang, sie zu sich heranzog und seine kalten Lippen brutal gegen die ihren drückte. Dabei presste er ihr den Arm schmerzhaft gegen die Wirbelsäule. Als sie aufstöhnte, stieß er ihr seine Zunge in den Rachen.

Nahia spürte Übelkeit in sich aufsteigen. Die Gewissheit, diesem Mann ausgeliefert zu sein, brachte sie schier um den Verstand.

Plötzlich flog die Eingangstür auf. Schritte ertönten und eine eisenharte Hand legte sich auf Damians Schulter, der in seiner Erregung die Welt um sich herum vergessen hatte. Bevor er reagieren konnte, wurde er herumgerissen. Für den Bruchteil einer Sekunde sah er einen hochgewachsenen, dunkelhaarigen Mann vor sich, dann löschte eine zustoßende Faust jegliche Erinnerung an diese Welt aus. Der Hieb schleuderte ihn quer durch den Flur.

Nahia lehnte schreckensbleich an der Wand und starrte Tobias einfach an. Nur langsam wich die Angst aus ihrem blassen Gesicht.

»Tobias!«

Alles, was sie in diesem Moment empfand, lag in diesem Namen. Grenzenlose Erleichterung, das Gefühl von Geborgenheit und das Wissen um einen

Menschen, der für sie da war.

Sie ließ sich in seine Arme fallen, suchte seine Lippen und küsste ihn mit aller Leidenschaft, zu der sie fähig war.

Sie lösten sich erst voneinander, als Damian Atanasio stöhnend wieder zu sich kam, sich aufrappelte und wie von Furien gehetzt aus dem Haus rannte. Nahias Körper versteifte sich, als der schwächliche Mann über den Hof lief.

Tobias schüttelte den Kopf und strich ihr zärtlich durchs Haar.

»Lass ihn, er kommt sowieso nicht weit. Ich habe vor ungefähr einer Stunde eine Brigade der Guardia Civil aus der Hauptstadt angefordert. Es wird Zeit, das in diesem Dorf endlich aufgeräumt wird.« Der harte Klang seiner Stimme ließ Nahia spüren, dass etwas geschehen sein musste, was ihn so energisch und entschlossen wirken ließ.

»Was ist passiert? Du wirkst so aufgebracht.«

»Das wärest du wahrscheinlich auch, wenn man versucht hätte, dich umzubringen.«

»Um Gottes willen, bist du ...«

»Nein«, sagte Tobias. »Mir ist nichts geschehen. Aber du wirst nie darauf kommen, wer mich angegriffen hat.«

»Jemand aus dem Dorf?«, fragte Nahia vorsichtig.

»Ja, und hätte er es nicht getan, dann ein anderer.

Du glaubst gar nicht, was hier vor sich geht. Am besten, wir gehen ins Wohnzimmer und setzen uns aufs Sofa. Ich will schließlich nicht, dass du mir umfällst, wenn du erfährst, was ich dir zu sagen habe.«

Einen Moment blickte Tobias die Frau stumm an. Dann nahm er sie am Arm und schob sie sanft aber bestimmend ins Wohnzimmer.

»Nachdem ich mir heute Morgen bei Pedro einen Mietwagen besorgt hatte, bin ich noch einmal in die Berge gefahren, um mir die Stelle anzusehen, an der man den Engländer gefunden hat«, sagte Tobias, während er sich neben Nahia auf das Sofa setzte. »Ich weiß nicht, warum, aber irgendwie hatte ich das Gefühl, dort etwas zu finden, was man vielleicht übersehen hat. Aber die spanische Polizei war mehr als gründlich. Ich bin schließlich wieder zum Wagen zurück und da hat mich Fernandez dann überfallen.«

»Tolosa, der Hotelbesitzer?«

»Ja, ich konnte es zunächst auch nicht glauben. Bis er mit dem Messer auf mich losgegangen ist.«

»Und dann?«

Tobias zuckte mit den Schultern. »Nichts weiter, ich habe ihm eine verpasst und dann hat er gesungen wie ein Vogel. Seither weiß ich, was hier gespielt wird. Gott sei Dank, denn ohne das Geständnis von Tolosa wäre ich nicht rechtzeitig hier gewesen.«

Nahia senkte betroffen den Blick. »Das ist ja schrecklich.«

»Und es wird noch schrecklicher«, behauptete Tobias. »Dieser Damian plant irgendeine Teufelei, bei der

es anscheinend auch um eine Menge Geld geht. So viel Geld, dass außer Fernandez und dem Dorfpolizisten noch zwei weitere Männer in der Sache mit drin hängen.«

»Diese Schweine, wegen dieser Sache ist mein Bruder beinahe gestorben. Wenn ich ihn nicht zufällig gefunden hätte, wäre er verblutet.«

»Wie lange lebst du schon hier im Dorf?«

»Seit meiner Geburt, wenn man einmal von den Jahren absieht, in denen ich an der Universität von La Rioja studiert habe. Warum fragst du?«

»Sagt dir der Name Atanasio etwas?«, erwiderte Tobias, ohne auf ihre Frage einzugehen. »Lass diesen Damian dabei einmal außen vor. Denke einfach an früher und denke dabei nur an den Familiennamen Atanasio.«

Nahia zog die Nase kraus und überlegte krampfhaft. Tobias konnte förmlich sehen, wie es hinter ihrer Stirn zu arbeiten begann. Aber so sehr sie sich auch anzustrengen schien, irgendwann schüttelte sie enttäuscht den Kopf.

»Tut mir leid, der Name sagt mir absolut nichts.«

Tobias nickte und zog sein Handy aus der Tasche. »Das habe ich mir beinahe gedacht, es liegt auch schon lange zurück. Aber sieh mal, was meine Behörde herausgefunden hat.« Dabei hielt er ihr das Display seines Mobiltelefons vor die Augen.

Nahia begann zu lesen. Erst leise, dann immer lauter, während er den Text langsam aber stetig nach oben scrollte.

Atanasio ist der Name einer alteingesessenen Familie in Zugarramurdi, deren Stammbaum sich bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgen lässt. Aus irgendeinem Grund ist die Familie kurz nach dem 2. Weltkrieg nach Pamplona gezogen, von dort aus noch im selben Jahr nach Bilbao, wo sich ihre Spur verlor. So deutlich sich die Spur der Familie in der Vergangenheit zurückverfolgen lässt, so seltsam erscheint es, dass ab dem Wegzug nach Pamplona die Familie plötzlich nicht mehr existent zu sein scheint. Es ist, als wären alle Mitglieder dieser Familie wie vom Erdboden verschluckt. Auch Damian Atanasio, von ihm gibt es weder eine Geburtsurkunde, noch ist er irgendwo gemeldet oder registriert. Dieser Mann besitzt weder eine Rentenversicherungsnummer noch einen Personalausweis. Bitte informieren Sie die spanischen Beamten, mit denen Sie zusammenarbeiten, sofort über den Aufenthaltsort dieses Mannes. Es wurde Haftbefehl beantragt und die betreffende Order hierzu an den obersten Polizeipräsidenten des Landes ist bereits unterwegs.

Nahia starrte den Paraforce-Agenten mit offenem Mund an.

»Was hat das alles zu bedeuten?«

»Das weiß ich im Moment auch noch nicht, aber ich werde es herausfinden.«

Im selben Moment war von Osten her ein ohrenbetäubendes Motorengeräusch zu hören.

Wie auf einen stummen Befehl hin stemmten sich die beiden jungen Leute gleichzeitig vom Sofa hoch und liefen zum Fenster. Tobias blickte als Erster zum Himmel.

Hinter den nahen Bergen tauchte in einem langgezo-

genen Bogen ein tief fliegender Transporthubschrauber in den grünweißen Farben der Guardia Civil auf.

Sein Erscheinen versetzte ganz Zugarramurdi in helle Aufregung. Überall auf den Straßen standen die Menschen und starrten aufgeregt auf die Maschine, die mit militärischer Unbeirrbarkeit genau auf den Hof von Nahias Bruder zusteuerte.

Der Hubschrauber landete ungefähr fünfzig Meter vom Ziegenstall entfernt. Seine Rotoren wirbelten eine Wolke aus Sand, Staub und Gräsern auf. Im Stall meckerten die Ziegen ängstlich. In der Zwischenzeit war das halbe Dorf auf den Beinen und betrachtete die Landung aus gebührender Entfernung. Die Neugierde stand den Menschen förmlich ins Gesicht geschrieben. Tobias und Nahia traten aus dem Haus, als die große Schiebetür des Helikopters von innen aufgeschoben wurde. Nacheinander sprangen vier mit Gewehren bewaffnete Männer in grünweißen Uniformen aus dem Bauch der Maschine und kamen zielstrebig näher.

»Señor Salcher?«, rief der Vorderste von ihnen.

»Das bin ich«, antwortete Tobias. »Und mit wem habe ich die Ehre?«

Der Uniformierte nahm das Gewehr vor die Brust und legte Zeige- und Mittelfinger der Rechten an die Krempe seines Baretts. »Intendente Salvadore Martinez, zu Ihren Diensten. Da unsere Fahrzeuge frühestens in zwei oder drei Stunden hier eintreffen können, habe ich mich entschieden, mit einer zwölf Mann starken Eingreiftruppe vorauszufliegen, um Sie zu unter-

stützen. Ich hoffe, das war in Ihrem Sinne, Señor.«

Und ob es das war, dachte Tobias. Endlich hatte er die nötige Unterstützung, um alle an der Verschwörung beteiligten Personen gleichzeitig stellen zu können. Während sich Martinez mit drei seiner Männer um den Dorfpolizisten kümmerte, wollte er mit drei anderen Beamten dem Haus von Damian Atanasio einen Besuch abstatten. Der Rest der Truppe sollte sich jeweils in Zweiergruppen um Fernandez und die beiden anderen Helfer von Atanasio kümmern.

Erschrocken zuckte Tobias zusammen. In dem ganzen Durcheinander hatte er den Hotelier völlig vergessen. Der arme Kerl lag seit seiner Ankunft auf dem Hof immer noch mit Handschellen im Kofferraum des Renaults an das Reserverad gefesselt.

Die Glocke im Turm der Kirche von Zugarramurdi begann zu läuten. Eigentlich nichts Ungewöhnliches, die Glocke läutete jeden Tag morgens, mittags und abends. Doch als sie an diesem Mittag läutete, war der Ort wie ausgestorben.

Tobias, der vor drei Beamten der Guardia Civil über die menschenleere Hauptstraße ging, spürte die Spannung, die über dem Pyrenäendorf lag. Er erkannte sie in den Augen der wenigen Männer, die vor ihren Häusern standen, und daran, dass weder Frauen und Kinder auf der Straße zu sehen waren, genauso wenig wie die obligatorischen Touristen.

Seine Nerven waren gespannt wie Stahlseile und sein Pulsschlag wurde immer höher, je näher sie sich dem Haus von Damian Atanasio näherten. Im Feuer-schutz dreier Gewehre blieb Tobias schließlich vor der hohen schmiedeeisernen Eingangstür des Hauses stehen.

Seine Faust hämmerte gegen die Tür. Eine Klingel war nirgendwo zu sehen. Die Schläge hallten überlaut durch das Dorf.

»Aufmachen, Polizei«, rief einer der Beamten. »Wenn Sie nicht augenblicklich öffnen, werden wir uns mit Gewalt Zutritt verschaffen. Haben Sie das verstanden?«

Die Antwort war Stille.

Der Sprecher blickte auf seine Armbanduhr, wartete, bis der Zeiger an der nächsten Minute zum Stehen kam, und nickte. Einer der Polizisten hob das Gewehr und zielte auf das Schloss.

Ein Schuss peitschte, der wie das Donnern einer Kanone klang, ein Fußtritt noch und dann schwang die Tür mit einem lauten Knarren nach innen.

Zugarramurdi schien den Atem anzuhalten.

Kurz darauf krachte ein zweiter Schuss. Er kam aus der Mitte des Dorfes.

Tobias sollte später erfahren, dass sich Juan seiner Verhaftung widersetzte und erst durch eine Kugel aus Martinez Dienstpistole zur Vernunft gebracht werden konnte.

Inzwischen waren seine spanischen Kollegen im Haus.

Das Gebäude schien verlassen, wobei es der letzte Bewohner anscheinend ziemlich eilig gehabt hatte. In der Küche standen noch die Reste eines Mittagessens auf dem Tisch. Der Topf mit dem Marmitako war noch warm und der Teller daneben halb voll. Im Haus selber gab es nichts Ungewöhnliches zu entdecken, bis auf einen Raum, der mit seinem breiten Bett und dem Beistelltischchen mit der Wasserschüssel und den sauberen Handtüchern den Eindruck eines Gästezimmers erweckte. Dagegen sprachen aber die unzähligen Bücher, die bis unter die Decke gestapelt waren, und der Ohrensessel direkt neben dem Fenster an der Nordwand, in den jemand eine Schaufensterpuppe hineindrapiert hatte.

Nachdenklich ging Tobias auf einen der Bücherstapel zu und zog wahllos irgendein Exemplar hervor. *Akustik, Infraschall, eine Einführung* war da in weißen Lettern auf dem blauen Einband zu lesen. Das zweite Buch, das er auswählte, trug den Titel *Grenzbereiche der Schallwellen, 60 Hz bis 60 kHz* und ein anderes beschäftigte sich mit elektromagnetischen Schwingungen. Keine zehn Bücher später war für ihn klar, dass sich Damian in diesem Haus ausgiebig mit Elektronik, Schallwellen und dem Gehör, sowohl dem von Menschen als auch von Tieren, beschäftigt hatte. Mehr noch, es schien, als studierte er diese Thematik intensiv.

Er überflog gerade die ersten Seiten eines Taschenbuchs, das sich mit der Einflussnahme von Infraschall im Tierbereich beschäftigte, als ihn einer der spani-

schen Polizisten mit aufgeregter Stimme aus seinen Gedanken riss.

»Madre de dios, das müssen Sie sich ansehen! Señor Salcher, schnell, kommen Sie.«

Tobias Kopf ruckte herum, aber außer ihm war im Hausflur niemand zu sehen. Erst als die Stimme erneut seinen Namen rief, wurde ihm klar, dass sie aus dem Keller kam. Zielstrebig ging er auf die Treppe zu, die hinunter führte.

Die Holzkonstruktion wurde scheinbar ziemlich oft in Anspruch genommen, denn die Stufen waren ausgetreten und schief. Trotzdem vermied es Tobias, das Geländer zu berühren. Das Holz war von merkwürdigen dunklen Flecken überzogen und hier und da wucherten grauweiße Schimmelpilzkulturen.

Er hielt kurz inne, als er den Treppenabsatz erreichte, atmete noch einmal tief ein und nahm dann die Stufen in Angriff.

Unten angelangt stürmte ihm der Polizist sogleich entgegen. Dabei gestikulierte er aufgeregter mit Händen und Füßen.

Nachdenklich sah sich Tobias in dem Keller um, während der Wortschwall des Beamten immer lauter wurde.

Der Raum war breit und von unzähligen Neonröhren bis in den letzten Winkel ausgeleuchtet. Tobias musste kein Experte sein, um zu erkennen, dass er sich hier in einem Labor befand. Die gekachelten Wände, das grelle, steril wirkende Licht und die unzähligen Apparate und Gegenstände sprachen eine

deutliche Sprache.

Aber es schien nicht das Labor zu sein, das den Polizisten so in Aufruhr versetzte. Der Grund dafür musste weiter links, hinter einer Brettertür liegen, auf die der Beamte immer wieder zeigte. Von dort wehte ihm ein Geruch in die Nase, der ihn augenblicklich wachsam machte.

Tobias kannte ihn aus den bitteren Erfahrungen seines Polizeidienstes zur Genüge, es war der süßlich faulige Geruch von verwesendem Fleisch.

Seine Nerven waren bis zum Zerreißen gespannt, als er die Tür mit dem Fuß aufstieß.

Der Raum dahinter war völlig leer, wenn man einmal von den unzähligen Kadavern von Hunden, Katzen und Mäusen absah, die sorgfältig nebeneinander aufgereiht den Boden bedeckten. Als Tobias näher kam, flog eine Wolke aus dicken, blaugrünen Fliegen auf, die sich wie eine zweite Haut auf die toten Tiere gelegt hatten.

Angeekelt drehte sich Tobias um und ging nach oben.

Es lag auf der Hand, dass Damian in diesem Raum Experimente mit Tieren durchgeführt hatte, und Tobias wusste anhand der Bücher auch, warum. Was ihm noch fehlte, war die Verbindung zwischen den unerklärlichen Ereignissen der vergangenen Tage und diesem Labor.

Damian Atanasio wusste darauf mit Sicherheit eine Antwort, er war im Moment jedoch unauffindbar.

Aber nur, bis Tobias das Haus wieder verlassen hat-

te. Dann fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Plötzlich wusste er, wo er Damian finden würde.

Tobias warf einem der Polizisten einen ernsten Blick zu. »Wir fahren zur Hexenhöhle«, sagte er. »Alarmieren Sie sämtliche Einsatzkräfte. Aber sagen Sie den Männern, dass sie das Gelände nur umstellen sollen. Keiner geht ein Risiko ein, alle warten, bis ich dort bin. Haben wir uns verstanden?«

Der Beamte nickte und zog ein Handy aus seiner Hosentasche.

Als Tobias Salcher seinen altersschwachen Renault vor der Hexenhöhle von Zugarramurdi zum Stehen brachte, war die Guardia Civil bereits seit einer halben Stunde vor Ort.

Die Berroskoberro-Wiese, wie man die nähere Umgebung nannte, war komplett von der Polizei abgeriegelt und über ihnen am Himmel knatterte ein Hubschrauber.

Intendente Martinez begrüßte ihn mit Handschlag.

»Er steckt irgendwo da unten. Meine Leute haben ihn bis zum Höhleneingang verfolgt. Wenn Sie wollen, lasse ich die Hexenhöhlen jetzt stürmen.«

Tobias schüttelte erregt den Kopf. »Auf gar keinen Fall. Zuerst muss ich wissen, was er vorhat. Deshalb werde ich allein da hinuntergehen.«

Martinez riss die Augen auf. »Das ist doch wohl nicht Ihr Ernst. Wer weiß, was der Verrückte im Schil-

de führt. Ich kann Sie auf keinen Fall da alleine hinuntergehen lassen, schließlich bin ich für Sie verantwortlich.«

Tobias lächelte und zog seine Glock aus dem Halfter. »Wie Sie sehen, bin ich nicht allein«, sagte er, entscherte seine Dienstpistole und ging einfach an dem Spanier vorbei.

Ohne sich um die Proteste des Intendente zu kümmern, folgte Tobias dem Weg, der in die Höhlen hinunter führte. Bereits nach wenigen Minuten befand er sich in dem großräumigen Höhlensystem, das der Höllenbach einst tief ins Gestein gefressen hatte.

Vorsichtig setzte er einen Fuß vor den anderen, ohne auch nur das Geringste von Damian zu sehen oder zu hören. Der unheimliche Spanier schien sich in Luft aufgelöst zu haben. Nach einer scharfen Linkskurve erreichte er die Treppe, die zum größten Saal der Höhle führte. Tobias war nahe daran, wieder umzukehren, als er vor sich eine Bewegung erspähte.

Instinktiv drängte sich der Österreicher an die Felswand und versuchte, sich so klein wie möglich zu machen.

Kaum einen Steinwurf von ihm entfernt stand Damian mitten in der Hexenhöhle. Der Mann bot einen entsetzlichen Anblick: Er sah aus wie eine lebende Leiche. Seine Augen lagen in tiefen Höhlen und die Lippen waren zu einem Strich zusammengepresst. Das Gesicht war so eingefallen und hager, das es im unnatürlichen Licht der Scheinwerfer wie ein Totenschädel wirkte.

Damians Lippen formten Worte, die nicht von dieser Welt zu stammen schienen, während er von einem Fuß auf den anderen stampfte.

Für Tobias war klar, dass dieser Mann endgültig übergeschnappt war.

Seine Finger tanzten dabei wie knöcherne Derwische über einen viereckigen Kasten, der an einem Lederriemen befestigt um seinen Hals hing.

Tobias wusste nicht, was es mit diesem Kasten auf sich hatte, aber irgendwie wurde das Gefühl, dass hier etwas nicht in Ordnung war, immer stärker, je länger er das Ding betrachtete.

Martinez hatte recht, dieser Damian war tatsächlich verrückt!

Tobias war mehr denn je entschlossen, dem Treiben ein Ende zu setzen. Er spannte den Abzug seiner Dienstwaffe und trat Damian entschlossen entgegen.

»Schluss jetzt, legen Sie das Ding zu Boden und heben Sie die Hände!«

Damian zuckte zusammen, als hätte man ihm einen Stromschlag verpasst.

»Hijo de puta«, zischte der Spanier, als er Tobias erkannte. Seine Augen schleuderten förmlich Blitze, während er hektisch versuchte, die Antenne des seltsamen Apparats direkt auf den Bauch des Österreichers zu richten.

»Jetzt ist es genug, du wirst meine Pläne nicht mehr stören, dafür Sorge ich jetzt.«

Bevor sich Tobias über die Gefahr dieser Drohung bewusst werden konnte, lag plötzlich ein sonderbares

Knistern in der Luft. Im nächsten Moment tanzten über dem Kasten weißblaue Lichter. Tobias öffnete den Mund, um dem Mann eine Warnung zuzurufen, als er in dem Höhlensystem hinter ihm eine Bewegung ausmachte.

Bevor er registrieren konnte, um was es sich dabei handelte, flog etwas direkt auf ihn zu.

Ein dunkelbraunes, knapp faustgroßes Etwas, das so dicht an seinem Gesicht vorbei zischte, dass er den Luftzug spüren konnte.

Bevor Tobias reagieren konnte, kam erneut etwas aus dem Dunkel der Höhle auf ihn zu. Diesmal flog es aber nicht an ihm vorbei, diesmal traf es ihn an der rechten Wange.

Die Wucht des Aufpralls riss seinen Kopf zur Seite und ließ ihn taumeln. Tobias hatte das Gefühl, einen Schlag erhalten zu haben. Er verzog das Gesicht und hielt sich die schmerzende Backe. Dabei blickte er an sich hinunter.

Seine Augen weiteten sich jäh, als er erkannte, was ihn da getroffen hatte. Das graubraune Fellbündel, das sich zu seinen Füßen am Boden krümmte, war nichts anderes als eine Fledermaus. Und das Tier war ihm mit voller Absicht ins Gesicht geflogen!

Im gleichen Moment hörte er Damians gellendes Lachen.

»Na, wie gefällt Ihnen das, Sie dreckiger Schnüffler?«

Bevor Tobias darauf irgendeine Antwort geben konnte, überschüttete ihn der kleine Mann mit weite-

ren Hasstiraden.

»Das hat wohl ziemlich wehgetan, was? Aber keine Angst, gleich wird es noch mehr wehtun, dann nämlich, wenn ich alle meine Freunde um Hilfe rufe!«

»Was soll das heißen?«

»Das werden Sie gleich erleben. Aber nicht nur Sie, alle Menschen hier im Dorf werden es spüren, wenn ich Genugtuung für den elenden Fluch verlangen werde.«

»Warum tun Sie das, Señor Atanasio? Der Fluch von Zugarramurdi liegt bereits über vierhundert Jahre zurück. Kein Mensch außer den Touristen interessiert sich doch heute noch dafür.«

Das Gesicht des unheimlichen Spaniers verzerrte sich zu einer Fratze.

»Wie können Sie so etwas nur behaupten? Damals, bei dem Autodafé von Logroño hat die Kirche fast meine gesamte Familie ausgerottet. Jetzt ist die Zeit gekommen, dass sie dafür bezahlt, und sie wird bezahlen, das verspreche ich Ihnen.«

»Und wie wollen Sie das bewerkstelligen? Kein Mensch wird Ihnen helfen.«

»Ich brauche die Hilfe der Menschen nicht, ich habe andere Freunde, bessere!«

»Ich an Ihrer Stelle wäre mir da nicht so sicher, man ist Ihren Tierexperimenten bereits auf die Schliche gekommen.«

Damian antwortete mit einem Fauchen, das dem einer in die Enge getriebenen Raubkatze ähnelte. Dann flogen seine Finger wie wild über die Apparatur, die

er in den Händen hielt.

Das weißblaue Licht, das den Kasten einhüllte, wurde im gleichen Maße intensiver, wie das Brummen und Summen im Hintergrund der Höhle lauter wurde.

Ungläubig beobachtete Tobias, wie sich dort zahllose Fledermäuse zu einer flirrenden, rauschenden, wild zuckenden Wolke zusammenballten.

Urplötzlich begann er zu verstehen. Die Hunde, die Ziegen, die Katzen und jetzt die Fledermäuse ... Damian schien ganz offensichtlich dazu in der Lage zu sein, die gesamte Tierwelt in dieser Region manipulieren zu können, und dieser seltsame Apparat, den er in seinen Händen hielt, war der Schlüssel dazu.

Als die Fledermauswolke immer größer und der Lärm, der von ihr ausging, immer bedrohlicher wurde, gab es für den Innsbrucker nichts mehr zu überlegen. Mit einer einzigen, fließenden Bewegung nahm er die Glock hoch, zielte und drückte ab.

Der Schussdetonation übertönte sogar Damians Kreischen.

Die Wucht des Kugeleinschlags riss ihm den Apparat aus den Händen. Blaues, unirdisches Fluoreszieren wie nach einem Blitzschlag erfüllte die Luft. Dann explodierte der Kasten in einem Regen aus weißen, blauen und roten Lichtpunkten. Glas spritzte umher, Metallsplitter zischten durch die Luft. Einer davon traf den schwächtigen Spanier und bohrte sich tief in seine Brust. Ein gurgelnder Laut entrang sich Damians Kehle gefolgt von einem Schwall dunklem Blut.

Seine Hände umkrampften den scharfkantigen Metallsplitter. Blut sickerte zwischen seinen zerschnittenen Fingern hervor.

Mit einem Stöhnen sank er in die Knie. Das Funkeln seiner Augen verblasste.

Damian fiel auf die Seite und starb im gleichen Moment, als der seltsame Kasten aufgehört hatte zu glühen und als stumpfer, mit Asche überzogener Metallblock neben ihm zu Boden fiel. Langsam, wie in Zeitlupe ging Tobias auf den Toten zu.

Dass sich der Fledermausschwarm inzwischen wieder aufgelöst hatte und in das Dunkel der Höhle zurückgekehrte, registrierte er dabei nur am Rande.

»Wollen Sie damit andeuten, Damian Atanasio hat versucht, die Kirche zu erpressen?«

»So könnte man es auch ausdrücken«, entgegnete Tobias Salcher diplomatisch.

»Reden Sie nicht um den heißen Brei herum, hat er oder hat er nicht?«

Der Paraforce-Agent betrachtete den Bürgermeister mit einer Mischung aus unterdrücktem Ärger und Verständnis. Ärgerlich ob seines wütenden Einwands, verständnisvoll wegen des Wissens um seine Verantwortung als Ortsvorsteher.

»Jetzt antworten Sie schon!«, sagte eine ältere Frau, die rechts neben dem Bürgermeister saß.

Die anderen Mitglieder des Gemeinderates nickten

zustimmend.

Tobias verzog das Gesicht. Die ganze Situation begann sich in eine Richtung zu entwickeln, die ihm überhaupt nicht behagte. Er spürte, dass ihn die Dorfoberen immer mehr in die Defensive drängten. Normalerweise war er es, der seine Gesprächspartner beherrschte und mit Argumenten dahin brachte, wo er sie haben wollte. Eine Taktik, die ihm im Laufe seiner Dienstzeit in Innsbruck einen gewissen Ruf eingebracht hatte.

Aber diesmal hatte es den Anschein, als ob sich jeder seinen Ausführungen verschloss. Deshalb entschied er sich für einen schärferen Ton. Angriff war immer noch die beste Verteidigung.

»Er hat mehr als das. Er war dabei, die ganze Region zu erpressen.«

»Das glauben Sie doch selber nicht«, sagte der Bürgermeister. »Wie sollte dieser Zwerg so etwas bewerkstelligen? Etwa mit Helfern wie Fernandez oder Juan, unserem trottelligen Dorfpolizisten?«

»Weder noch, er war zu keinem Zeitpunkt auf die Hilfe eines Menschen angewiesen. Damian Atanasio war Wissenschaftler und durch seine Experimente in der Lage, sämtlichen Tieren des Landes seinen Willen aufzuzwingen.«

»Dass ich nicht lache«, platzte es aus einem der Anwesenden heraus. »Damian, der Herrscher aller Hunde und Katzen, das soll wohl ein Witz sein?«

»Leider nicht«, entgegnete Tobias kalt. »Es sei denn, Sie betrachten Carlos Alvarez, den Engländer und Mi-

guel Jorge, der immer noch in Pamplona im Krankenhaus liegt, auch als Witz.«

»Wollen Sie etwa behaupten ...«

»Das ist keine Behauptung, das ist die Realität. Damian Atanasio hatte eine Maschine erschaffen, mit der er die gesamte Tierwelt beherrschte.«

»Warum sollte er so etwas tun?«, fragte der Bürgermeister vorsichtig. Tobias Anmerkungen hatten ihn zum Nachdenken gebracht.

»Um das zu verstehen, muss man die Geschichte seiner Familie kennen. Sie wurde im Jahr 1610 beim Autodafé von Logroño beinahe ausgelöscht. Obwohl die Unschuld des Atanasio-Clans inzwischen bewiesen ist, weigern sich Staat und Kirche bis heute, ihre Fehler einzugestehen. Die Erpressung war dabei nur Mittel zum Zweck. Mit diesem Geld wollte er lediglich ein paar Helfer engagieren und seine Forschungen finanzieren. Sein eigentliches Ziel war, den Namen Atanasio wieder reinwaschen, mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln. Dass er dabei auch vor Mord nicht zurückschreckte, dürfte Ihnen allen inzwischen klar geworden sein.«

Von einem Moment zum anderen herrschte im Polizeirevier von Zugarramurdi eine geradezu gespenstische Stille. Das Ticken der Wanduhr und das Atmen der Menschen waren für Sekunden die einzigen Geräusche, die zu hören waren.

Außer Tobias Salcher, Nahia und Intendente Martinez hielt sich noch der gesamte Gemeinderat des Ortes in dem Raum auf. In dem kleinen Büro war es in-

zwischen unerträglich warm geworden. Vielleicht lag es an der defekten Klimaanlage, vielleicht aber auch nur an den erhitzten Gemütern.

Die Honoratioren des Dorfes konnten immer noch nicht glauben, was für eine Geschichte ihnen Tobias da zu erklären versuchte.

Der Paraforce-Agent wurde bei seinen Ausführungen immer wieder durch laute Zwischenrufe unterbrochen. Ständig redeten alle durcheinander und verhinderten, dass Tobias mit seinem Bericht fortfahren konnte, bis es dem Intendente irgendwann zu viel wurde.

»Ruhe, verdammt noch mal!« Energisch hämmerte Martinez mit der Faust auf den Schreibtisch. »Jetzt ist es aber genug! Wenn Señor Salcher noch einmal bei seinen Ausführungen unterbrochen wird, werde ich diese Konferenz ohne weitere Ankündigungen beenden. Ich hoffe, Sie haben mich verstanden!«

Ungläubig musterten die Mitglieder des Gemeinderates den Polizisten. In ihren Gesichtern war deutlich zu lesen, was sie davon hielten, dass es jemand wagte, so mit ihnen zu reden. Sekundenlang schienen die Männer und Frauen sprachlos zu sein, bis sich schließlich der Bürgermeister zu Wort meldete.

»Das können Sie nicht machen, wir alle hier haben ein Recht zu erfahren, was in den letzten Tagen in unserem Dorf geschehen ist.«

»Das werden Sie auch, allerdings dann nicht mehr von uns.«

»Sondern?« Martinez lächelte süffisant.

»Durch das Fernsehen oder Radio, da können Sie dann so laut schreien, wie sie wollen.«

Schlagartig wurde es still. In gewisser Weise konnte Tobias die Aufregung der Menschen verstehen. Es kam schließlich nicht alle Tage vor, dass ein verrückter Wissenschaftler eine ganze Region einschließlich Justiz und Kirche erpresste.

»Der Fall ist inzwischen zwar abgeschlossen, aber ich möchte trotzdem, dass Sie alle, wie Sie hier sitzen, darüber nachdenken, wie Sie in Zukunft mit der Geschichte Ihres Dorfes umgehen.«

Der Bürgermeister lachte schrill. »So etwas kann auch nur von einem Fremden kommen. Was glauben Sie, wovon wir leben würden, wenn es nicht den Hexenfluch von Zugarramurdi gäbe?«

»Was glauben *Sie*, wie viele von Ihnen noch leben würden, wenn es uns nicht gelungen wäre, Damian zu stoppen?«

Als sich die Versammlung aufgelöst hatte, ging Tobias auf Nahia zu. Er hatte in seinem vorläufigen Bericht an Paraforce einfließen lassen, dass er noch einige Tage benötigte, bis in dem Dorf alles wieder seinen gewohnten Gang ging. Die Zentrale hatte ihm zwei Tage genehmigt und er wollte diese 48 Stunden nutzen, um über Nahia und gewisse andere Dinge nachzudenken.

Als sich die Spanierin nach dem Verlassen der Polizeiwache bei ihm einhängte, als wäre es die selbstverständlichste Sache der Welt, wusste er, dass gewis-

se andere Dinge warten mussten.

Vor den Fenstern des Wolkenkratzers am United Nation Plaza legte sich die Dunkelheit wie ein schwarzes Tuch über den Westen von New York. Während die ersten Angestellten des UN-Hauptquartiers aus dem Gebäude strömten, um ihren lang ersehnten Feierabend zu genießen, brannte im Tiefgeschoss in einem der unzähligen Großraumbüros noch Licht.

Die Neonröhre an der Decke über der abseits gelegenen Bürozelle verbreitete eine geradezu stechende Helligkeit.

»Und, was haben sie gesagt?« Deutlich war die Sorge, die in Bill Laughlins Stimme mitschwang, herauszuhören.

»Ich bekomme eine zweite Chance«, sagte Tobias, der ihm gegenüber auf der anderen Seite des Schreibtisches saß. »Sie sind zwar mit meiner Arbeit im Großen und Ganzen zufrieden und hoffen, dass ich die Sache mit den Albträumen schnellstens in den Griff bekomme, aber Sie haben mir auch deutlich zu verstehen gegeben, dass ohne deine Fürsprache und die von Singh meine Probezeit wahrscheinlich beendet gewesen wäre. Der Hauptgrund für meine weitere Mitgliedschaft in eurem Verein ist aber zweifelsohne mein magisches Medaillon.«

»Na also, und wie ich dich kenne, wirst du alles da-

ransetzen, in naher Zukunft ein vollwertiges Paraforce-Mitglied zu werden. Spätestens dann, wenn dein alter Kumpel Bill in Rente geht. «

»Meinst du, ich werde tatsächlich so alt?«

Laughlin lachte dröhnend und wies mit dem Daumen hinter sich auf den Ausgang.

»Was hältst du von einem Schlummertrunk?«

Tobias nickte. Jetzt konnte er wirklich einen vertragen.

Aus einem wurden zwei, dann drei, dann viele ...

Als Tobias in seinem Zimmer aufs Bett fiel, war er zwar nicht betrunken, aber doch soweit angeheitert, dass er die nötige Bettschwere besaß, um nicht schon wieder von seinen Albträumen wachgehalten zu werden. Trotzdem erschien ihm die Fratze des Monsters, kaum dass er die Augen geschlossen hatte. Aber diesmal war alles anders.

Diesmal schaffte es das Monster nicht, bis in sein Innerstes vorzudringen, ihn zu quälen, zu erniedrigen. Andere Bilder tauchten vor seinem geistigen Auge auf, Bilder von Andrea und Nahia. Die beiden Frauen lachten, und je lauter sie lachten, umso schneller zerfaserte das Antlitz der Bestie wie Morgennebel, wenn die Sonne aufgeht.

Als Tobias am anderen Morgen erwachte, fühlte er sich wie neugeboren. Es war die erste Nacht seit Langem, die er durchgeschlafen hatte. Und das war ihm auch deutlich anzusehen, anders konnte sich Tobias das Verhalten von Bill nicht erklären.

Immer wieder schüttelte der Amerikaner, dem der

Umtrunk der letzten Nacht noch sichtbar in den Knochen steckte, beim gemeinsamen Frühstück im Hotel den Kopf und bedachte ihn mit einem mürrischen Blick.

»Was für Pillen nimmst du eigentlich?«

»Was soll das heißen?«

»Was wohl? Du willst mir doch nicht erzählen, dass du morgens um diese Zeit immer so unverschämt munter bist, vor allem nach einem Abend wie gestern. Also, was rauchst du?«

Tobias grinste. »Nichts, ehrlich.«

»Und warum grinst du dann die ganze Zeit so dämlich vor dich hin?«

Tobias verzichtete auf eine Antwort und widmete sich wieder seinem Marmeladenbrötchen.

Bill Laughlin würde es sowieso nicht verstehen. Wie auch, er wusste ja selber nicht, warum seine Albträume plötzlich verschwunden waren.

Er wusste nur eines, er hatte die dunkle Seite in sich zum ersten Mal bezwungen.

Seither erfüllte ihn ein Gefühl, das er bis dahin nicht gekannt hatte.

Aber egal, was für ein Gefühl es auch sein mochte, es war ein verdammt gutes Gefühl.

ENDE

